



TOMMIE GOERZ

# DAS LETZTE BIER

12 KRIMINALGESCHICHTEN

ARS VIVENDI

Zeit für e

**Tommy Goetz** (Dr. Marius Kliesch) hat Soziologie, Philosophie und Politische Wissenschaften studiert, wohnt in Erlangen, ist verheiratet und hat zwei erwachsene Kinder. Nach zwanzig Jahren bei einem der größten Agenturnetzwerke der Welt war er u. a. Dozent für Text und Konzeption an der Georg-Simon-Ohm-Hochschule Nürnberg und der Faber-Castell-Akademie in Stein. Er gewann u. a. den Bronzenen Löwen in Cannes (2007). Bei ars vivendi erschienen neben seinen Krimis um den Nürnberger Kommissar Friedo Behütuns auch die in Zusammenarbeit mit dem Fotografen Walther Appelt entstandenen Bände »In fränkischen Wirtshäusern« (2019) und »Tante Emma lebt« (2020) sowie sein hochgelobter Kriminalroman »Meier« (2020).

Tommie Goerz

# Das letzte Bier

Kriminalgeschichten

ars vivendi

Originalausgabe

Erste Auflage März 2021  
© 2021 by ars vivendi verlag  
GmbH & Co. KG, Bauhof 1,  
90556 Cadolzburg  
Alle Rechte vorbehalten  
[www.arsvivendi.com](http://www.arsvivendi.com)

Umschlaggestaltung: FYFF, Nürnberg  
Motivauswahl: ars vivendi  
Coverfoto: © Walther Appelt  
Druck: CPI books GmbH, Leck  
Gedruckt auf holzfreiem Werkdruckpapier  
der Papierfabrik Arctic Paper



Printed in Germany

ISBN 978-3-7472-0239-5

Das letzte Bier

# Inhalt

Die Kärwasau ist tot	9
Ahmoll bringinern nu umm	25
Das Schweigen	39
Weidmanns Ruh	53
Das letzte Bier	68
Die Nacht	87
Einmal nur noch fliegen	102
Die Weihnachtsgans	118
Mein Opa	134
Umkleide 36	152
Der Selbstmord	170
Spalter Hopfenspargel	183

## Die Kärwasau ist tot

»Der Dokter, der Dokter, schnell, ist der Dokter nu doh?« Urplötzlich herrschte große Aufregung im *Grauen Wolf*. Und so, wie die hektischen Rufe aus dem Eingangsbereich des Wirtshauses klangen, musste etwas Schreckliches passiert sein. Die Tür zur Gaststube wurde aufgerissen. Es war früher Vormittag, ich saß gerade beim Frühstück. Was man mir serviert hatte, hätte eine vierköpfige Familie einen Tag lang mühelos ernährt, aber es war der Dienstag nach der Kärwa, und wer die letzten viereinhalb Tage hier im fränkischen Oberspring erlebt und mitgemacht hatte, der brauchte jetzt etwas Deftiges. »Herr Dokter, Herr Dokter, schnell, kummer S', schnell!« Der Meindl und der Regenfuß waren hereingestürzt, hatten sich umgesehen, mich entdeckt und waren an meinen Tisch gestürmt. Sie waren sichtlich aufgeregt. Nicht gut für deren alte Herzen. Dass die beiden überhaupt schon wieder auf den Beinen waren und halbwegs geradeaus sehen konnten, grenzte an ein kleines Wunder, so beieinander, wie sie gestern Nacht gewesen waren – und dass sie die Kärwatage überhaupt überlebt hatten, schon an ein größeres. Doch die Menschen in diesem Landstrich sind zäh und hart im Nehmen. Ich hatte in den vergangenen Tagen etliche dieser Eingeborenen kennengelernt. Und auch etliche von deren rustikalen Bräuchen.

Ich bin, das sollte ich vielleicht vorausschicken, Arzt. Ich habe ein Leben lang in der Gegend von Hersbruck eine Praxis für Allgemeinmedizin betrieben und bin seit zwei Jahren

im Ruhestand. Seit ich endlich wieder Zeit habe, wandere ich viel durchs fränkische Land, meist Mehrtagestouren, bei denen ich in Gasthöfen entlang des Weges übernachtete. So war ich ahnungslos am letzten Donnerstag in Oberspring gelandet, hatte mir ein Zimmer genommen – ein Wunder, dass überhaupt eines frei gewesen war, wie ich hernach feststellte – und mich zum Abendessen in die Wirtsstube begeben, die sich, eigentlich ungewöhnlich für einen Donnerstag, ziemlich schnell bis auf den letzten Platz füllte. Aber ich wusste schon, warum, denn auf der Wiese neben dem Gasthof hatte unter dem sattgrünen Mailaub der alten Bäume eine kleine Schiffschaukel gestanden, daneben eine Losbude, ein Schießstand mit Plastikblumen und eine Bude für Süßigkeiten, dahinter zwei, drei Wohnwägen der Schausteller. Eine Handvoll Kinder lungerte erwartungsvoll um die Stände herum, die aber hatten ihren Verkauf noch nicht gestartet. Die Beleuchtungen brannten schon und verströmten im frühen Abendlicht das Gefühl heimelig-er Vorfreude. Vor dem Gasthof waren Biergarnituren aufgestellt, doch hatte dort niemand Platz genommen, denn es hatte zuvor geregnet und ein weiterer Gewitterschauer kündigte sich mit dunklen Wolken an, außerdem wurde noch nicht bedient. Seitlich brummte ein in die Jahre gekommener Kühlcontainer einer lokalen Brauerei vor sich hin, eine Mückensäule tanzte im Licht einer Laterne auf und nieder.

Ich muss gestehen, ich hatte mich gefreut, als ich das alles so unverhofft erblickt hatte: Sofort war mein Jagdtrieb befeuert. Denn ich sammle alte »Kärwasliedli«, Lieder oder Gstanzln, die manchmal von den Alten zur Kärwa noch gesungen werden, schon seit Jahrzehnten intonierte, oft aber auch aus dem Stegreif gedichtete – ein Brauch, der immer mehr in Vergessenheit geriet, und mit ihm die kurzen, oft

derben Verse. Die Jungen singen nicht mehr so viel. Voraussetzungen für diese »Versli« waren nicht zwingend, aber fast immer genügend Alkohol und ausgelassene, gute Stimmung.

Ich war also zum Abendessen hinuntergegangen und hatte mich an einen der Tische gesetzt. Im Lauf des Abends – während dem ich noch bis Dienstag, also heute, meine Zimmerbuchung verlängert hatte, denn er war für mein Hobby sehr vielversprechend gelaufen – lernte ich die Männer am Tisch schnell kennen. Die Franken sind nicht so mumbflerd und Fremden gegenüber verstockt, wie man ihnen oft nachsagt. Die Männer waren meine Generation und älter, und alle kamen aus dem kleinen, kaum mehr als zweihundert Seelen zählenden Ort. Und da ich mir Namen gut merken kann, kann ich sie hier auch vorstellen. Es waren, bis auf die Landwirte, alles »Ehemalige«: der Lehrer Regenfuß, der Maurer Meindl, Gemeinbeschreiber Egersdörfer, der Anstreicher Lenz, der alte, dicke Zeilmann, einst Brauer in der alten, längst aufgelassenen Brauerei gegenüber, sowie die Bauern Eh, Malter, Weisel, Schmitt und Schmid. Wir saßen also zu elft am Tisch, es war entsprechend eng. Und laut. Und keiner trank. Warum? Man wartete auf den Herrn Pfarrer. Das erste Fass stand auf dem Tresen und sollte angestochen werden, das Zapfzeug lag bereit. Der Pfarrer, so der Brauch, hatte das erste Fass anzustechen. Fünfundzwanzig Liter Freibier, traditionell vom Wirt spendiert, vom Pfarrer gesegnet für eine gelungene Kärwa. Kein Wunder, dass bislang keiner ein Getränk bestellt hatte. Da endlich ging die Tür auf, Hochwürden betrat den Raum, und ein Gejohle ging los, vom Feinsten. Der Pfarrer setzte sich erst gar nicht. Er stellte sich vor den Tresen, nahm umgehend das Zapfzeug und breitete

damit die Arme aus, als spräche er einen Segen. Wartete, bis die Gemeinde verstummte. Und ließ ein Gstanzl los:

*»Die Kärwa is kumma,  
die Kärwa is do.  
Die Aldn, die brumma,  
die Junger sen froh.«*

Ein ohrenbetäubendes »Djiiijuhuu!«, vielfach Schlusspunkt dieser Gstanzl, ließ den Gastraum erbeben. Und während sich der Geistliche dem Fass zuwandte, um den Zapfhahn anzusetzen, frotzelte der dicke Zeilmann zwei Plätze neben mir sangeslustig:

*»Der Pfarrer stichd es Fässlo oh,  
die Madli lässder sei,  
er wollerd scho, doch dearfer ned,  
nedmoll in der Sakristei.«*

Die Gemeinde schmetterte ihr obligates »Djiiijuhuu!«. Da aber nahm der Pfarrer demonstrativ den Zapfhahn wieder vom Fass, drehte sich seinen Schäfchen zu, blickte dem Zeilmann ins Gesicht und konterte, ohne mit der Wimper zu zucken:

*»Beim dicken Zeilmann quietscht es Bett  
wenn er mid seiner Aldn ...,  
doch die is hässlich, bugglerd, fett,  
die Warzn kanner bhaldn.«*

Brüllendes Gelächter im Raum, manche hauten auf den Tisch, und alles sah erwartungsvoll den Zeilmann an. Ich glaubte meinen Ohren nicht zu trauen, und hatte längst mein

Büchlein gezückt, um mir die Verse zu notieren, da erhob sich der wohlbeleibte Angesungene und retourkutschte eiskalt:

*»Der Pfarrer hod so scheena Aung  
dass die Madli grunzn,  
doch der trinkt doh sei drei Moß Bier  
dann gehder ham auf Brunzn.«*

Eins zu eins. Der Pfarrer grinste und nickte anerkennend, drehte sich zum Fass, setzte an und holte aus. Ein Schlag, zwei, Bier spritzte seitlich weg, der dritte Schlag setzte den Hahn richtig fest, der vierte war nur noch zur Sicherheit. Derweil legte Zeilmann noch einen nach, und ich machte mir ob seiner Leibesfülle und seines hochroten Kopfes ernsthaft Gedanken um seine Gesundheit. Der Bluthochdruck war ihm förmlich anzusehen. Ich schätzte ihn auf hundertsiebzig. Mindestens. Aber er presste mit ungeahnter Leichtigkeit umgehend ein Kontra aus seinem dicken Leib:

*»Der Pfarrer stichd es Fässla oh  
dasses nur so spritzt,  
der wollt scho anders spritzn ah,  
doch drauf der Teifl sitzt.«*

Hochwürden ließ das erste Bier ins Glas, Schaum pur, der Wirt übernahm, der Gottesmann hielt das schaumgefüllte Seidla hoch, skandierte aus dem Stegreif

*»Freund Zeilmann is gar durschdi heut,  
doch grichder bloß an Schaum,  
weil in der Kirchn sichdmern nie,  
der tut ans Weardshaus glaum.«*

und reichte ihm unter fröhlichem Gejohle der Gemeinde das mit weißem Schaum gefüllte Glas. Anschließend sang er mit ausgebreiteten Armen den Segen für die Kärwa:

*»Wenn aufs Johr die Kärwa is,  
na soll die lusti sei,  
sunst schein i in die Kärwa nei,  
soll lieber kahni sei.«*

Auch der Herr Pfarrer hatte ein hochrotes Gesicht, allerdings war der Grund hierfür eine sichtlich ausgeprägte Couperose. Vielleicht gingen die vielen kleinen Äderchen ja auf den Messwein zurück? Konnte aber auch Bluthochdruck sein oder einfach eine Bindegewebsschwäche. Ich konzentrierte mich wieder aufs Mitschreiben, kam kaum mehr nach. Aus der Küche wurden die ersten Teller mit Bratwürsten, Kraut und Brot balanciert, die Wirtin und ihre Töchter servierten. Dabei sang die Wirtin den Ersten, dem sie einen Teller hinstellte, direkt an:

*»Wo is denn es Gerchla?  
Es Gerchla, des is net daham.  
Des is aaf der Kärwa,  
frisst die ganzn Brodwörschd zam.«*

Der Angesungene, er hieß ganz offenbar Georg, also Gerch, konterte den braven Vers gleich rustikal:

*»Früh um halber vierer  
weggd der Weard die Wearddi auf  
zubbfdera weng oh ihrer,  
bumms, do hoggder drauf.«*

Die Wirtin ließ sich nicht lumpen und antwortete, als sie auf ihrem Rückweg an ihm vorbeikam:

*»Ach ja, es Gerchla glah,  
des sauft sei Bier allah  
doch noch der erschdn Moß  
ner werder groß.«*

Was soll ich sagen. Das Bier floss in Strömen, das Freibierfass war ruck, zuck leer, der Zapfhahn wurde aufgedreht, die Stimmung ebenso, es wurde immer lauter und die Gstanzln immer derber. Sang einer

*»Im Summer, do is Kärwa,  
im Winter Weihnachd und Neijohr,  
die Katzn rammln zeitenweis,  
die Madli is ganz Johr«,*

griff ein anderer das Stichwort »Kärwa« auf und donnerte:

*»Und wenn mei Fra ihr Kärwa hat,  
dann hob ich meine a,  
bei mir left's dann di Gurgl ro,  
bei meiner Fraa die Baa.«*

Der Saal tobte, es wurde immer schlüpfriger. Erst jetzt wurde mir bewusst, dass sich, bis auf zwei oder drei, keine Frauen in der Gesellschaft der dreißig, fünfunddreißig Männer befanden. Es dürften so ziemlich alle Männer sein, die der Ort aufweisen konnte, schätzte ich. Ob sie, weil sie unter sich waren, so zotig wurden? Jedenfalls fielen die Hemmungen im Lauf des Abends immer mehr, und mit ihnen das Niveau.

*»Nüber, rüber, rauf und ro,  
säht der Bauer Linsen.  
Wenn die Madli bemberd ham,  
dann genners ham und grinsen.«*

Die Obergrenze der Derbheit war noch längst nicht erreicht, das Thema der nachfolgenden halben Stunde aber fest umrissen: Es ging ab da nur um die Weiblichkeit und ums Essenzielle. Und wiewohl ich nicht nur einmal heftig lachen musste, ich gestehe es, hatte ich doch stark den Eindruck, dass die hier anwesenden Mannsbilder allesamt bei ihren Ehefrauen zu kurz kamen, sich nicht trautes, von anderem träumten oder was auch immer. Manchmal fühlte ich mich auch derb an meine Jahrzehnte andauernde berufliche Tätigkeit erinnert, während der ich auch das eine oder andere, manchmal durchaus ganz und gar nicht Erfreu- oder Erbauliche, erlebt hatte:

*»Ich hob amol a Madla ghabt,  
des wor vo Kastlreith,  
der hobi untern Ruck nogschaut,  
no hätti mi ball gschbeid.«*

So verbrachte ich den Eröffnungsabend der Kärwa von Oberspring sehr unterhaltsam am Tisch der Alten und sollte schon am nächsten Morgen zum Frühstück drei von ihnen wiedersehen: den Anstreicher Lenz, den dicken Zeilmann sowie den Landwirt Eh. Sie saßen beim Frühschoppen, die anderen waren mit der Dorfjugend in den Wald hinausgezogen, um den Kärwabaum zu holen. Als der Wirt dem Zeilmann das erste Seidla brachte, stellte der es vor sich hin, hielt es mit ausgestreckten Armen zwischen den Händen

und strich genüsslich mit den Daumen über die Kondenswassertropfen, die sich am Glas gebildet hatten.

»Ja, des is schon was Schönes«, sagte er wie zu sich selbst.

»Ein Bier so früh am Morgen?«, konnte ich mir nicht verkneifen.

»Nein«, schüttelte er den Kopf, »obwohl – das auch. Aber ich mein, dass ma jetzt so tolle Kühlschränk hat, wo des Bier immer so schö frisch ist und kalt.«

Ich muss ihn wohl etwas begriffsstutzig angesehen haben, denn er schob gleich die Erklärung nach: »Wissen S', früher wurd ja noch geest. Da hammers Eis ausm Weiher gholt druntn und drühm«, und dazu deutete er hinüber zur ehemaligen Brauerei, »in den Keller bracht, fürn Sommer. Da semmer aufs Eis, einer hat gesächd, mit der Hand nu, und der war mit an Seil gesichert. Und manchmal hammern auch reinfallen lassen.« Er lachte. »Issermoll fast ahner dabei gschdorm, ersoffm. Den hammer grodnu rechtzeitig rausgrichd. War so.«

Der Eh nickte, während mein Blick fasziniert auf dessen offensichtlicher Aszites ruhte. So extrem hatte ich das schon lange nicht mehr gesehen. Es war ein massives Dreieck, das es ihm unter den Rippen und über seinem Gürtel herauspresste. Der Zustand seiner Leber konnte nicht sonderlich gut sein, aber er hatte noch keinen Anflug von Gelb im Gesicht, zumindest konnte ich im leichten Zwielight, das hier herrschte, nichts diesbezügliches Erkennen. Derweil hatte der Eh die Ausführungen vom Zeilmann ergänzt: »Des Eis aus dem Keller hat sich en ganzn Sommer gehalten. Und wenn mir gschlacht ham, aber die Metzger ah, dann ham mir des Eis kafft und hams für di Wurscht gnummer und fürn Leberkäs, do braugt ja eins. Des deaferst heut

nemmer, Weiereis für die Wurscht. Wie lang bleim S' n eingleich doh?«, wandte er sich unvermittelt an mich.

»Bis Dienstag hab ich jetzt gebucht«, sagte ich, »bis die Kärwa rum ist.«

»Dann können S' ja mit uns ah di Sau eigrohm.«

»Sau eingraben?« Ich wusste nicht, was er meinte.

Da grinste er nur verschmitzt. »Des wern S' dann scho sehn.« Und das sollte ich auch.

Inzwischen war es draußen lauter geworden, die Männer mit dem Baum kamen aus dem Wald zurück. Es war ein bestimmt zwanzig Meter langer, gerade gewachsener und bis auf die Spitze entasteter Nadelbaum. Das ganze Dorf schien auf den Beinen zu sein.

Die restlichen Kärwatage sind schnell erzählt. Der Baum wurde unter großem Hallo aufgestellt, die Musikkapelle spielte, die Kärwasburschen bewachten in der ersten Nacht den Baum, damit er von den Burschen der Nachbargemeinde nicht abgeschält würde – was eine Schmach fürs ganze Dorf gewesen wäre. Der Bauer Malter, aus dessen Wald der Baum stammte, erzählte mir, genau das sei vor Jahren einmal passiert, da hätten es die Kärwasburschen mit dem Trinken übertrieben und seien in der Nacht eingeschlafen. Schon sei der Baum bis auf Mannshöhe abgeschält gewesen. Er aber sei dann noch »gleich in der Früh, bevor's alle gsehng ham«, hinaus in den Wald gefahren, habe einen anderen Baum entrinde und die Rinde am Kärwasbaum angebracht. »Alle Welt hätt doch es ganze Joahr über uns glacht, wenn do so a naggerder Baum mittn im Dorf gschdandn wär.« Seitdem sei nachts zur Baumwache immer wenigstens ein Erwachsener da, der über die Kärwasburschen wache. Damit die nicht gar zu viel tränken und noch halbwegs zurechnungsfähig blieben. Trotzdem sahen die Kär-

wasburschen am nächsten Tag reichlich verorgelt aus, und nach nur sehr wenig Schlaf zogen sie mit drei Musikanten durchs Dorf und tanzten ihre Madli raus.

Der Sonntag ließ sich dann schon etwas gemütlicher an, alle schienen inzwischen reichlich mitgenommen, man aß gut nach einem gemütlichen Frühschoppen, überwiegend Braten und Klöße, und saß danach bei Musik und Tanz unter den großen Bäumen zur einen oder anderen Maß Bier. Erst im Lauf des späteren Nachmittags zog die Stimmung, dem Alkohol und der Musik geschuldet, wieder an.

So endete der Sonntag. Während all der Tage war mir immer wieder der Mann an der Schiffschaukel aufgefallen. »Schiffschaukelbremser« wurde er von den Einheimischen etwas abfällig gerufen. Er war ein noch relativ junger Mann, zahnlückig und etwas heruntergekommen, der sichtbar lustlos seinem Geschäft nachging, immer etwas zu viel getrunken zu haben schien und selbst zu den Kindern nicht freundlich war. Einmal bremste er eine der Schiffschaukeln mit seinem Holzkeil derart ruckartig ab, dass das Kind darinnen, es war die Petra, die Enkelin vom Zeilmann, den Halt verlor, nach vorn geschleudert wurde und sich zwei Schneidezähne ausschlug. Gott sei Dank waren es nur die Milchzähne, wie ich, der als Arzt sofort hinzugezogen wurde, feststellte. Trotzdem gab es beinahe eine Schlägerei, denn der Zeilmann war sofort zur Stelle und hatte den Schausteller schon am Kragen. Dann aber griffen ein paar der anderen ein und trennten die beiden, die Lage beruhigte sich wieder. Der Zeilmann aber warf ab da immer wieder wild funkelnde Blicke hinüber zur Schiffschaukel.

Am Montagabend dann, nach einem letzten »s'is Feirahmd«, wurden draußen im Hof die Lichter gelöscht und man ging teilweise heim, teilweise in die Wirtsstube zum

»Sau eigrohm«, einem Brauch, wie ich ihn bisher noch nie gesehen hatte. Die Männer im Wirtshaus suchten den aus, von dem man meinte, er habe während der letzten Tage am meisten getrunken. Der musste die »Kärwasau« machen. Die Wahl fiel unter dem Gejohle der Mannsbilder auf den Kerl von der Schiffschaukel, der allein im Eck saß. Er konnte kaum mehr geradeaus schauen, schwankte mit dem Oberkörper und drohte jeden Moment vornüberzukippen. Er war – ich konnte mir diesen Blick nicht verkneifen, er gehörte über Jahrzehnte zu meinem Berufsalltag – in seinem Alkoholismus schon sehr weit fortgeschritten, spindeldürr und längst in der Phase des Austrocknens, der mit Alkohol natürlich nicht entgegenzuwirken war. Aber sein Durst schien hemmungslos. Man servierte ihm noch einen Schnaps, er leerte sein halb volles Bierglas, dann begleitete man ihn hinaus, und er nahm in einer Schubkarre Platz, die schon bereitstand. Dem Schausteller schien das alles zu gefallen, er machte das Spiel offensichtlich freudig mit, vielleicht fühlte er sich auch nur endlich einmal akzeptiert. Der Weisel malte ihm das Gesicht weiß an, der Meindl warf ihm eine schwarze Decke über, und dann zog man mit der Schubkarre zum zweiten Wirtshaus von Oberspring, das eigentlich schon seit Jahren geschlossen war und nur zu diesem Zweck wieder öffnete. Der dicke Zeilmann hatte einen weiten Mantel angezogen, einen Eimer Wasser mit einer Klobürste dabei und mimte den Pfarrer der Beerdigung, indem er immer wieder Wasser verspritzte. So erreichte der Trupp den *Blauen Hund*, wie das Wirtshaus hieß. Hier gab es noch mal Schnaps und Bier, auch für den Schaukelbremsen, und man sang echte Sauflieder. Ich schrieb schon wieder und sammelte.

*»O du edler Gerstensaft,  
wie stärkst du meine Glieder,  
gestern hast mi in Grohm neigschmissn,  
heut probierst's scho wieder.«*

Irgendwann schließlich, es ging schon auf halb zwei zu, stand die Wirtin mit ihren – wahrscheinlich aufgrund einer Herzinsuffizienz – dick angeschwollenen Beinen im Raum, stemmte die Arme in die Seite und wetterte: »Schluss jetzt, die Sau is eigrohm. Ham geht's!« Und, oh Wunder, die Männer machten sich fast ohne Widerspruch auf den Weg nach Hause. Der Zeilmann und der Malter mussten den Schaukelbremser inzwischen beinahe tragen, weil dieser kaum mehr gehen konnte. Der Zeilmann hatte noch eine Flasche Himbeer mitgenommen, setzte sie dem Bremser hin und wieder an den Mund und schien seinen Spaß daran zu haben. Oder war es versteckte Bosheit und Rache für die Zähne seiner Enkelin? Wir waren wohl auf halbem Weg zurück, da tönte der Bauer Eh noch einen letzten Vers in die Nacht:

*»Wenn die Bauern dreschen,  
dann hockt die Bäueri unterm Tisch  
und dut ihr Bumbl messen,  
wie tief und brad si is.«*

Da ging drüben ein Fenster auf, und eine Frau schalt hinaus: »Hans, schau edds, dass d' endli hamkummst, sonst kannst was erlehm, Himmlherrgottkreuzdunnerwetter. Was solln denn die Leut denkn!« Da wurde der Hans Eh schlagartig still und schlich sich nach Hause. Der Zeilmann und der Malter brachten den Bremser noch in seinen Wohnwagen – und kamen ohne die Flasche Himbeer wieder heraus.

»Ihr habt doch jetzt dem die Flasche nicht noch rein- gestellt?«, fragte ich ungläubig, aber der Zeilmann lachte bloß. »No wanner nachts an Doschd grichd?«

Dann endlich war Nachtruhe.

Und jetzt standen der Meindl und der Regenfuß aufgelöst an meinem Frühstückstisch. »Herr Dokter, Herr Dokter, schnell, kummer S' schnell, der Bremser, der Bremser, Himmlherrgott scheiße, ich glab, der is hie.«

Ich ließ alles stehen und liegen und eilte mit den beiden hinaus. Vor dem Wohnwagen hatte sich schon eine kleine Menschenmenge angesammelt.

Der Schiffschaukelbremser war tot. Er lag inmitten von Erbrochenem, vielleicht war er daran erstickt. Sehr wahrscheinlich sogar, wie mir ein Blick in seinen Rachenraum zeigte. Also Aspiration. Außerdem zeigte er Anzeichen von Zyanose, der typischen Blaufärbung der Haut durch Sauerstoffmangel. Und das Risiko einer Aspiration ist erhöht, wenn das Bewusstsein durch Rauschzustände gestört ist. Anzeichen für Fremdeinwirkung waren keine zu erkennen, der Körper war längst erstarrt, also mindestens zwei Stunden tot. Der Vollständigkeit halber untersuchte ich die Hände, den Hals, den Kopf. Nichts, keinerlei Hinweise auf einen Kampf, eine Strangulation oder ähnliches. Das Innere des Wohnwagens war ziemlich verwahrlost. Ein Saustall. Hinweise auf Drogenmissbrauch? In Griffweite: Die Flasche Himbeergeist lag geöffnet und fast leer am Boden. Ich hatte genug gesehen, eigentlich hatte ich meinen Befund schon. Aber hatte der Bremser in seinem Zustand tatsächlich gestern Nacht noch getrunken? Warum nur hatte es der Zeilmann nicht lassen können, ihm noch die Flasche zu hinterlassen? Oder ... – ein heimlicher Verdacht

keimte in mir auf: Hatte er sie ihm gestern Abend im Wohnwagen womöglich doch noch einmal an den Hals gesetzt, aus genüsslicher Rache für die Zähne seiner kleinen Petra? Damit die Kärwasau am nächsten Tag mit einem Schädel erwachte, die sie so schnell nicht mehr vergessen würde? Könnte durchaus sein ... aber das ließ sich nicht mehr feststellen, ich fragte auch nicht nach. Die Antwort wäre ohnehin »Nein« gewesen und das Klima hinterher vergiftet. Der Mann war, das stand fest, so oder so an den Folgen seines übermäßigen Alkoholkonsums gestorben. Also stellte ich qua ärztlicher Verpflichtung den Tod fest, auch die vermutliche Todesursache, und der hinzugezogene zuständige Arzt pflichtete mir später nach Inaugenscheinnahme bei. Die zwei Polizisten, die gerufen worden waren, schüttelten nur den Kopf. »Desmol habders ja mol richtig eigrohm, euer Kärwasau«, sagte der eine nur kopfschüttelnd. »Dass ihr ah immer sovill saufm müsst.«

Danach saßen wir, ein paar der Männer und ich, noch eine Zeit lang im *Grauen Wolf*, schweigend und betreten. Und während draußen der Schiffschaukelbremser von den Bestattern abgeholt wurde, sang der Meindl leise:

*»Doh holnsnern edds, doh fährder edds,  
randvoll worer, der Simpl,  
todgsuffm hadder si am End,  
edds isser voll im Himml.«*

Kein »Djiiijuhuuu!« folgte auf das Gstanzl, das er gerade gedichtet hatte, auch kein sehr leises. Die Männer tranken schweigend, und irgendwann sang auch der alte Gemeindegemeinschreiber Egersdörfer noch eins.

*»Der Dood, der Dood, der kummd einfach,  
der sohd si dir ned oh,  
sonsd könnsdnern ja dervohlaafm,  
und er stennerd bleed doh.«*

Ob der Zeilmann seit dieser Nacht gut schlafen kann? Ich weiß es nicht. Die Kärwasau auf jeden Fall wird seither in Oberspring nicht mehr »eigroh«*», der schöne Brauch ist tot.*

*Die Kärwalieder stammen teilweise aus eigener Sammlung, teilweise von [www.kaerwalieder.de](http://www.kaerwalieder.de)*

## Ahmoll bringinern nu umm

»Ich bring ihn noch um. Eines Tages bring ich ihn noch um!«

Man muss sich das gesprochene Wort in dieser Geschichte in breitem, ja breitstem, so gemütlich klingendem – aber nur so klingendem! – Fränkisch vorstellen. Wie dickflüssiges Starkbier, etwa ein undurchsichtiger dunkler Urbock. Nur so entspricht es dem Tempo und der Wirklichkeit. Also ungefähr so:

»Ihch bringnern umm. Ahmoll bringinern nu umm!«

Nur *noch* langsamer.

Aber so kann man nicht schreiben – beziehungsweise: Klar, als Autor könnte ich natürlich so schreiben, aber kein Mensch könnte oder wollte das dann lesen, denn er bräuchte dafür zu lange und es passte nicht in sein Zeitbudget. Oder es strengte ihn zu sehr an, er müsste sich zu sehr konzentrieren – und dann legte er die Geschichte weg. Auch wenn er es vielleicht bereuen würde, aber das weiß er ja zu Anfang nicht. Deswegen geht es jetzt hier schön gesittet auf Hochdeutsch weiter und zu, aber damit leider auch viel zu schnell. Auf Fränkisch ginge in der Geschichte alles seeehhr viiiel langsamer. Laangsaamer.

Sei's drum.

Mörtel genoss schon seit hundert Jahren bei der Mari in der Wirtsstube hinten im Eck im schönen Halbdunkel seinen Ruhestand vor sich hin, dienstags bis sonntags, weil montags war Ruhetag, da wurde geschlachtet und die

Herrschaft hatte für Gäste keine Zeit, sie musste wursten und Fleisch klein schneiden für Schnitzel für die Woche und so. An allen anderen Tagen aber saß Mörtel dort und genoss mit einer an ein Naturgesetz mahnenden Regelmäßigkeit- und Verlässlichkeit von früh um zehn bis abends um fünf, manchmal auch sechs Uhr nahezu bewegungslos seine sechs, sieben Seidla; das ist jetzt kein Dialekt, sondern die heißen so und wären mit »Seidel« nicht richtig übersetzt. Denn »Seidla«, das sind die alten, dünnwandigen, hohen und henkellosen Einhalbliter-Biergläser, und ein Seidla ist immer das Glas *mit* Bier, während ein Seidel nur eine Maßeinheit und damit nichts wert ist. Und am Abend ging er wieder schräg über die Straße hinüber in das alte, etwas heruntergekommene Haus in sein Zimmer, um dort erst die Wand und später die Zimmerdecke mit ihren schwarzen Spinnfäden anzusehen, bis die Erinnerungen gingen und der Schlaf kam. Und die Erinnerungen kamen immer öfter, und das war nicht gut. Es waren keine guten Erinnerungen. Der Mörtel saß also so vor sich hin und schwieg, und in seinen Kopf, da konnte man nicht hineinsehen. Kein Mensch außer dem Mörtel wusste, was sich da tat.

Im Grunde war dies das Leben, das er selbst gewählt hatte. Und auch wenn er zutiefst überzeugt war, dass man keine Wahl hat, war er, unlogisch genug, trotzdem davon überzeugt, eine gute Wahl getroffen zu haben. Denn mit sechs, sieben Seidla am Tag wurde die Welt doch halbwegs schön und erträglich ...

... solange diese kleine wichtigtuerische, nervige Stinkwanze mit ihrer grün gefärbten Haartolle nicht hier hereinkam und sich auch noch an seinen Tisch setzte ...

In diesem Moment aber ging die Tür auf, knarzte, und? Die kleine wichtigtuerische, nervige Stinkwanze mit ihrer

grün gefärbten Haartolle kam herein. Also wieder so ein versauter Tag – was umso schlimmer war, als sich die Anzahl seiner Tage nach hinten raus ohnehin immer weiter verringerte. Wahrscheinlich gestaltete sich die für ihn noch zu erwartende Restzahl auch schon recht übersichtlich, aber das konnte keiner wissen. Und das gehörte auch mit zum Spiel: dass man erstens nicht wusste, wie lange das noch so gehen würde, und dass man zweitens nicht wusste, was dann danach kam und wer. Also wen man dann vielleicht alles wiedersehen oder wiedertreffen würde. Das machte ihm schon manchmal Angst. So trank er hier unten auf der Erde, wo er sich halbwegs auskannte, seine Seidla, wusste bei keinem, ob es nun schon das letzte war, und auch nicht, ob er sich derer noch in größerer Zahl würde erfreuen können. Beim alten Wischer war das genauso gewesen damals. Jetzt aber kam erst einmal diese Grünlocke mit den hochstehenden Haaren herein und wollte ihm bestimmt wieder etwas vom Leben erzählen. *Ihm!* Der hatte noch nichts erlebt, als dass man ihm den Arsch abgewischt und das Essen hingestellt hatte, der wohnte doch noch bei seiner Mutter, der arbeitete ja nicht einmal etwas. Kein Wunder, bei diesem Aussehen. So wollte den doch keiner haben. Aber tönte hier groß herum vom Leben, wollte ihm etwas erzählen, der Grünschnabel. Seit Wochen schon kam dieses nervige Stück Spätpubertät hier herein, setzte sich zu ihm – an *seinen* Tisch! –, fragte nicht einmal, sondern tat das, als sei es das Selbstverständlichste der Welt, schüttete sich innerhalb kürzester Zeit zwei, drei Bier in das Loch unter der Nase, war dann besoffen und dachte, klugscheißen zu müssen. Auf großen Mann zu machen. Und machte dazu auch noch immer an diesem kleinen Ding herum, mit dem die heute alle telefonierten, Musik hörten, fotografierten

und was weiß Gott noch alles. Mörtel verstand das ja alles nicht, aber er brauchte es auch nicht zu verstehen, er hatte es beinahe fünfundsiebzig Jahre lang nicht gebraucht und würde es bis an sein Lebensende auch nicht mehr benötigen. Internet – er wusste gar nicht, was das war. Aber Erinnerungen – das wusste er, was das war. Und auch, dass die, obwohl sie schon längst vergessen gewesen waren und gut aufgeräumt schienen, so plötzlich wieder hervorkamen und einen quälten. Tagsüber ging das ja meistens, da hatte er das Bier und die Stube und die Mari. Aber nachts kamen die Erinnerungen wie die bösen Geister. Dann konnte er die nur ertragen, denn fliehen konnte er ja vor ihnen nicht. Sie würden ihn doch immer wieder einholen.

Zwei Tage war der jetzt nicht mehr da gewesen, und der alte Mörtel hatte schon gehofft, es werde wieder so wie früher und er könne in Ruhe vor sich hin sitzen und seine Seidla trinken, schön eins nach dem anderen, und hoffen, dass abends die Bilder nicht kamen, da ging die Türe auf und herein kam? Genau: die grün gefärbte Haartolle mit der Dummheit im Gesicht.

»Bangg« sei das, also Punk, und das sei englisch, hatte er einmal erzählt, als der Mörtel so dumm gewesen war, ihn danach zu fragen. Nach seinen grünen Haaren und warum die so hochstanden und was das sollte. Nur – dann hatte diese kleine Rotznase erzählt und erzählt und erzählt und gar nicht mehr aufgehört, und am Ende hatte der Mörtel abends um sechs neun Bier gehabt, zwei mehr als das Maximum sonst, anders hätte er das nicht ausgehalten. Und dieses Grünhaar hatte gemeint, jetzt wäre er sein Freund. Mörtel war danach völlig benommen und besoffen über die Straße geschwankt, dass es ihm selber peinlich war, und ein Auto hätte ihn fast überfahren. Auf jeden Fall hatten

die Reifen gequietscht, der Fahrer hatte angehalten und geschimpft, und der hatte ja recht. Er hatte einfach nicht Obacht gegeben, nicht links und nicht rechts geschaut, wie man es schon den kleinen Kindern beibringt, sondern war, besoffen, wie er war, einfach so auf die Straße getorkelt, nein: geschlingert. Ein Wunder, dass er noch lebte, der hätte ihn auch sauber über den Haufen fahren können. Und das alles nur wegen dem »Bangg«. »Bangerd« hat man früher gesagt, das waren die, die der Esel im Galopp verloren hatte, die man »aus dem Tümpelteich gefischt« hatte und für die es keinen Vater gab. Weil der sich davongemacht oder die Frau es mit jedem irgendwie dings hatte und nicht sagen konnte, wer jetzt der Vater war. Das war ein Bangerd. Aber ein Bangg?

»Ihch bringnern umm. Ahmoll bringinern nu umm!«

Was dachte er denn da überhaupt für einen Unsinn, lauschte er seinen Gedanken nach: »Ahmoll bringinern nu umm!« Einmal bringe ich ihn noch um? Wie denn: noch einmal? Hatte er ihn denn schon einmal umgebracht? Auf Hochdeutsch wird die Sprache ungenau. Er sprach viel lieber in seiner.

Der Bangerd setzte sich tatsächlich wieder zu ihm! Dabei war doch das ganze Wirtshaus leer! Überall wäre Platz für den! Grüßte ihn wie einen alten Kumpel mit »Sernsn, Möddl, alles gloar?«, tippte sich dazu mit dem Zeigefinger obercool an die Stirn, obwohl der doch nie beim Militär gewesen war, schmiss seine Tasche auf die Bank in die Ecke, setzte sich ihm gegenüber und bestellte sich auch sofort ein Bier. Die Alten vom Verein Zufriedenheit, die schwarz-weiß gerahmt an der Wand oben hingen, schlugen entschuldigend die Augen nieder oder sahen einfach weg. »Mari, maggsdmerahns?«, rief er hinüber in die Küche, und »sei-

soguhd« hinterher. Die Mari kam aus der Küche, wischte sich die Hände an ihrer Kittelschürze, zuckte entschuldigend und hilflos mit den Schultern, Mörtel bedeutend »Tut mir leid, ich kann ja auch nichts machen«, ließ dem Dennis, so hieß der Bangerd, sein Bier einlaufen und stellte es ihm hin. Wie kann denn einer Dennis heißen, dachte sich der Mörtel. Es heißt doch auch keiner Schifoan oder Fußballn. Dennis spielt man, aber so heißt man doch nicht. Waren denn dem seine Eltern auch schon so blöd? Die waren bestimmt aus der Neubausiedlung drüben Richtung Reuthers, die sie in den 1980ern gebaut hatten. Da waren lauter Neue hingezogen damals, die man nicht kannte.

Ach ja, seufzte er vor sich hin, die Mari, die hatte es gut! Die konnte sich einfach wieder in ihre Küche verziehen. Er aber, der Mörtel, konnte das nicht. Er musste hier sitzen und sich das Geschmarr dieses Jünglings anhören.

Und was den alles so interessierte. So politisch. Das ging den doch alles gar nichts an. Hatte zu allem eine Meinung und wusste alles besser als die, die dabei gewesen oder dafür verantwortlich waren. Und musste einem das dann auch alles erzählen, stundenlang und immer das Gleiche. Endlosschleife. Ein kleiner Scheißer war der, ein Grünschnabel, ein Dummschwätzer – aber ein großer Klugscheißer.

Nein, er war nicht alt geworden, um solche Probleme zu haben. Er war alt geworden, um keine Probleme mehr zu haben. Dafür hatte er ein Leben lang gearbeitet, sich krumm gemacht und schikanieren lassen, aber jetzt musste damit Schluss sein, ein für alle Mal – und dann kam so einer wie *der*.

Ob er ihm einfach eine reinhauen sollte? So ganz unvermittelt, einfach mit dem Handrücken über das Gesicht? Dass ihm die Lippe aufplatzte, es ihn vom Stuhl runterhaute und

er endlich sein blödes Maul hielt? Nein, dann würden bloß die Gläser umfallen, wahrscheinlich auch zerbrechen, es gäbe Scherben und überall würde das Bier heruntertropfen, und die Mari hätte nur unnötig zu tun. Mörtel schüttelte es innerlich, denn eine dieser Erinnerungen kam wieder hoch. Bilder von einem zertrümmerten Kopf, einer Eisenstange und Matsch überall, Blut und ein Röcheln, das einfach nicht aufhören wollte, und immer und immer wieder diese Finger, die sich bewegten ... krampften ... Neineg damit! Das mit dem Grünschnabel müsste er anders machen.

Manchmal schlief ja der Mörtel auch ein in der Gaststube, vor allem wenn der Ölofen so leise vor sich hin bullerte, und aus der Küche hinterm Tresen die Geräusche kamen, die die Mari beim Kochen machte. Mit den Töpfen, den Bestecken, dem Geschirr. Dann fiel dem Mörtel auf seinem Platz manchmal so langsam der Kopf nach vorn, und er döste wohligh ein. Hörte sich manchmal sogar selber zu beim leisen Schnarchen. Dann war es am schönsten. Dann erinnerte er sich dabei an seine Kindheit, da war das auch so gewesen: Am besten hatte er schlafen können, wenn Lärm war. Wenn seine Geschwister durch die Küche tobten, sich an den Haaren zogen oder sich zwickten und immer sehr viel Geschrei war. Einmal, das fiel ihm gerade ein, da waren seine Geschwister alle weg, in der Schule vielleicht oder auf dem Acker, das wusste er nicht, da hatte er auf der Schäs-long in der Küche gelegen und wollte schlafen, aber es ging nicht. Da hatte er seine Mutter gebeten:

»Mama?«

»Joh Buh?«

»Konnsd villaichd aweng Lärm machn?«

»Wäisu Buh?«

»Dermiddi aischlohfm koh.«

Denn es war ihm zu leise gewesen zum Einschlafen. Eigentlich wusste er gar nicht, ob die Geschichte so stimmte, aber seine Mutter hatte sie immer so erzählt. Deshalb wusste er das auch nur. Bevor sein Vater wieder zurückgekommen war, also vor '49. Da hatte an einem der ersten warmen Tage im Jahr plötzlich ein fremder Mann vor der Türe gestanden, ganz gruselig und nur noch Haut und Knochen, und hatte Einlass begehrt. Dies hier sei sein Haus, hatte er gesagt, und er, der kleine Mörtel, sei wohl der Sohn seiner Frau, aber nicht seiner, denn dazu sei er, der Mörtel, zu jung.

»Oder wie alt bist du?«

»Fünf.«

»Dann bist du doch von mir.«

Ab dem Tag hatte sich das Leben geändert daheim. In Russland sei er gewesen und jetzt zweihundert Kilometer gelaufen, alles zu Fuß, und jetzt habe er Hunger und Durst und wolle seine Frau. Besoffen hat der sich dann jeden Tag und herumgeschrien, den Mörtel geprügelt und die Mama, dass sie manchmal ein ganz blaues Gesicht hatte und kaum noch laufen konnte.

Scheiß Erinnerungen. Der Mörtel nahm einen Schluck Bier.

»Du wersd ner doh amoll nu schderm«, hatte die Mari einmal gesagt und dabei gelacht und hatte damit gemeint, dass er, weil er den ganzen Tag bei ihr herinnen saß, hier sicher auch einmal den Geist aufgeben würde.

Was »Du wersd ner doh amoll nu schderm« auf Hochdeutsch hieß? Wahrscheinlich so viel wie »Du wirst noch einmal hier drinnen sterben.« Was der gleiche Quatsch war wie »Ahmoll bringinern nu umm!« Denn wie sollte er hier drinnen *noch* einmal sterben? Da müsste er ja zuvor erst einmal woanders sterben, und nach allem, was er wusste,

tat man das nur einmal. Hatte der in der Erinnerung ja auch. Nachdem er endlich zum Röcheln aufgehört hatte, war bei dem Ruhe gewesen. Dann hatte er ihn nur noch wegschaffen müssen.

Apropos Geist aufgeben. Wie der alte Wischer noch gelebt hat, hat der auch immer mit hier herinnen gesessen. Zu zweit waren sie dann hier am Tisch, Tag für Tag. Gesagt hatten sie nicht viel in dieser Zeit, es gab für sie ja auch nichts zu besprechen, sie mussten nichts tun. Nur ab und zu ein »Seidla« bestellen oder einmal hinaus auf den Ort. Affs Ördler. Brunzn. Es ist schwer, eine Geschichte auf Hochdeutsch zu erzählen, wenn sie im Dialekt stattfindet. Aber egal. Beim Geist war ich grad, dachte sich der Mörtel, und beim alten Wischer. Den hatte er dann einmal gefragt, einfach so, und weil es ihn auch interessierte und weil er selber immer so komische Sachen im Kopf hatte: »An was denkst du denn?« Er hatte also gefragt: »Wos dengsdner?« Da war er beim zweiten Seidla gewesen. Als er dann das fünfte schon halb getrunken hatte, spät am Nachmittag, hatte der Wischer auf einmal so geschnauft, auf seine Hände gesehen und dann gesagt:

»Vor dem Denken, da musst du dich in Acht nehmen. Denn solange du nicht denkst, hat alles seine Ordnung. Sobald du aber mit dem Denken anfängst, kommt alles durcheinander. Nein, ich denke mir nichts mehr.«

Hatte er natürlich nicht so gesagt, sondern so: »Dengne? Nah, vorm Dengne mussdi hühndn. Wall – solangsder niggs dengsd, schdümmd allers. Ohber wennsd erschdermoll dermihd ohfängsd, ner kummd allers durcherernander. Nah, ihch dengmer niggs mehr, des hobbi schon längsd affghöhrd.« Und dazwischen hatte er immer wieder lange Pausen gemacht und überlegt, wie es weitergeht.

Komisch, dachte sich der Mörtel irgendwann einmal, bei mir kommt nichts durcheinander, wenn ich denke. Bei mir kommt nur immer wieder etwas hoch. Bilder. Und das will ich nicht. Auch deshalb ist es besser, nichts zu denken.

Nur meistens kamen die Erinnerungen von selber, da konnte er gar nichts tun.

Ja, der Wischer ist ein kluger Kopf gewesen. Der hat nichts gesagt, was nicht notwendig war. Nicht so wie der hier mit den grünen Haaren, der Dennis. Das hat ihm der Mörtel dann auch abgesehen: einfach nichts zu sagen. Schweigen war immer das Beste, »sei Maul haldn«, wie er es nannte. Das ging doch auch alles niemanden etwas an und war ja auch schon so lange her. '59.

Aber er war ja beim Wischer gewesen, hatte an den gedacht. Der Wischer. Der ist dann eines Tages nicht mehr gekommen. Einfach so, drei Tage lang. Und als sie dann bei ihm nachgeschaut hatten, hatte er tot am Küchentisch gesessen, nur vornübergekippt und noch eine halb volle Bierflasche vor sich. Die hatte er nicht mehr austrinken können, so viel Zeit hatte ihm der Tod nicht mehr gelassen. Eigentlich schade darum. Der war eine schöne Leich gewesen, so ruhig und friedlich und ganz. Nicht so zertrümmert und entstellt wie der Vater. Nicht die Augen so grässlich aufgerissen, dass man den Blick nie vergessen konnte. Und kein bisschen blutig, überhaupt keine Sauerei. Und so fürchterlich und endlos geröchelt hat er auch nicht.

Aber an Ruhe, geschweige denn auf seiner Bank ein Nickerchen zu machen, war für den Mörtel heute nicht zu denken, der grünhaarige Zwerg laberte ihn voll. Punkt und Komma und vor allem Pausen hatte der nicht gelernt. Hatten sie bei ihm in der Schule ausgelassen. Eineinhalb Seidla später aber hielt es der Mörtel nicht mehr aus. Stand

einfach auf und ging hinaus, denn die ersten zwei Seidla kamen schon wieder, und dazu musste er über den Hof auf den Ort, das Örtchen. Den abseits liegenden Ort, den Ab-Ort, hier sagte man Abbodd. Den hatten sie jetzt neu gemacht, jetzt hatte der Fliesen und einzelne Becken. »Urinal« nannte man die, hatte die Mari gesagt, und er hatte »Original« verstanden. Auf Hochdeutsch konnte man das gar nicht verstehen, aber zwischen »Uhrinohl« und »Orchinohl« war nicht so ein großer Unterschied, wenn man nicht mehr so gut hörte. Früher hatte es da nur eine Dachrinne gegeben an der Wand und ein Blech dahinter, noch früher nur eine Rinne am Boden und Ölfarbe an den Wänden. War auch gegangen. Aber was ging es ihn an. Jetzt roch es halt nicht mehr so.

Auf dem Rückweg kam er an der Mari vorbei, die mit verschränkten Armen in der offenen Küchentür stand. Da raunte er ihr zu:

»Ihch bringnern umm. Ahmoll bringinern nu umm!«

Aber die Mari lachte nur kurz auf und sagte:

»Schmarr ned. An Drehg dusd.« – Was hieß: »Schmarre nicht. Einen Dreck tust du«, womit sie sagte: »Ach, rede doch nicht so einen Unsinn. Nichts wirst du tun, gar nichts, vor allem wirst du ihn nicht umbringen, niemals.« Grund genug, ihn sofort umzubringen, allein aus Trotz.

Auch dafür gibt es den Dialekt: dass man nicht so viel reden muss. Weil man im Dialekt mit sehr viel weniger Worten sehr viel mehr sagen kann – und auch noch punktgenauer. »An Drehg dusd«, damit war alles gesagt.

Als der Mörtel zurück in die Gaststube kam und sich setzte, fing der Dennis sofort wieder an. Da rief der Mörtel die Mari und bestellte ihm ein Bier und einen Obstler dazu.

»Einen Doppelten.« Also »An dobblndn«.

Ich mach ihn hie, dachte er sich, und wenn dafür meine ganze Rente draufgeht. Ich werde den jetzt immer so besoffen machen, dass er sich nicht mehr kennt. Und dass er irgendwann nicht mehr herkommt und mir meine Ruhe lässt.

»Prost, Dennis.«

»Prost, Mörtel. Danke. Hast du wohl heute Geburtstag?«

Der Mörtel brummelte nur irgendetwas, hob dann sein Glas und trank. Das hatte er damals auch erst einmal: einen Schnaps getrunken, einen doppelten. Aus der Flasche im Buffet. Und die Mutter hatte auf dem Stuhl gesessen und sich nur den Mund zugehalten, hatte gar nichts gesagt. Hatte tagelang nichts gesagt, da hatte er den Alten schon längst in die alte Sickergrube geschleift und hinuntergeschoben und Erde drauf. Da hatten sie den Kanal erst ganz frisch, und die Sickergrube brauchte eh keiner mehr.

»Trink!«, forderte er den Dennis auf. Der trank.

»Ach Mari, lass uns doch gleich die Flasche da.«

Er goss dem Dennis ein.

»Trink!«

Der Mörtel trank, um zu vergessen, der Dennis sollte trinken, um nicht zu vergessen. Und der Dennis trank und sagte Danke. So ging das fünf-, sechsmal, er schenkte ihm immer wieder nach, sich nicht, dann trank der Dennis nicht mehr. Er lehnte ab, wischte sich über das Gesicht, stürzte hinaus und kotzte.

Schwankend kam er wieder herein.

»Komm, Dennis, setz dich her, wir trinken einen«, lud Mörtel ihn gleich wieder ein. Die Mari stand am Tresen in der Kittelschürze und grinste, wohl wissend, was geschehen würde. Der Dennis schüttelte den Kopf.

»Ich kann nicht mehr.«

»Doch, doch, das geht schon noch, du musst es nur probieren.«

So nahm der Dennis doch noch einen Schnaps. Natürlich einen doppelten. Und noch einen. Dann endlich wankte er hinaus, endgültig.

Dem Bürgermeister hatten sie dann erzählt, der Alte wäre fort. Vom Tisch aufgestanden und raus, das hatte er zuvor schon ein paar Mal gemacht und jetzt wieder. Mal schnell Zigaretten holen, so nannte man das damals. Sehr viele haben sich so aus dem Staub gemacht und das Leben, das sie nicht mehr ertrugen, aber auch sehr oft Frau und Kinder, hinter sich gelassen. Kaputte Seelen, gemetzelt und zerfetzt vom Krieg und dann zurückgekommen ins normale Leben. Typen, für die nichts mehr normal war und die sich selber nicht mehr aushielten. Nur früher war der Vater immer wieder gekommen, weil er etwas zum Saufen brauchte und auch »sein Weib«. Nur diesmal kam er nicht mehr zurück, kein Mensch hat ihn seither wieder gesehen. Nur dem Mörtel kam er in den letzten Wochen immer wieder ins Gedächtnis. Vor allem abends, wenn er im Bett lag und es langsam dunkel wurde und er an die Decke schaute, wo sich die schwarzen Staubfäden ganz langsam in der Luft bewegten. Dieser zermatschte Kopf, das Hirn, das Blut. Doch danach war es endlich wieder ruhig daheim, die Mutter und auch er wurden nicht mehr geprügelt, angeschrien und gequält.

»Vielleicht ist er ja in den Fluss«, sagte der Bürgermeister, der den Alten kannte und es gut fand, dass er weg war. Kein Mensch hatte je wieder ernsthaft nach ihm gefragt. Nur sein Kopf tauchte jetzt immer wieder auf, im Kopf vom Mörtel. Und das Geräusch, das die Stange damals gemacht hatte, dieses Knacken, Knirschen. Und dieser Geruch nach

Metzgerei. Und auch das Röcheln, das so lang noch ange-dauert hat.

»Jetzt hast du's ihm aber gezeigt«, lachte die Mari, »ich glaube, der kommt so schnell nicht wieder und lässt dich in Ruhe.«

»Das hoffe ich, sonst ...«

»Ja, was sonst?«

»Dann bringin umm. Ahmoll bringinern nu umn. Irngd-wann isamoll so weid!«

»An Drehg dusd«, lachte da die Mari nur und machte ihm ein Bier.

Dann saß der Mörtel wieder dort im Eck, sah vor sich hin und sagte nichts. Versuchte, ganz für sich zu sein und nichts zu denken.

Dabei half ihm das Bier.

# Das Schweigen

*Inspiriert von einer wahren Begebenheit.*

Als die Glocken in dieser Nacht endlich schwiegen, kehrte wieder Frieden ein in Demuthshüll.

Pfarrer Sägenschmiet war fuchsteufelswild. Er kochte geradezu. Und in diesem Zustand sollte er jetzt eine Predigt halten? Das konnte nur schiefgehen. Er war die enge Wendeltreppe zur Kanzel hinaufgestiegen und blickte über seine Gemeinde, und seine Gemeinde blickte zu ihm auf. Nein, sie blickte nur hoch. Wenn sie doch nur einmal zu ihm aufblicken und seine Mahnungen nicht nur anhören, sondern erhören und beherzigen würde! Denen aber konnte man jahrelang ins Gewissen reden – nur um dann immer wieder festzustellen, dass da nichts war. Nicht die geringste Spur. Gewissen? Nein, nichts, nada. Nur Eigensinn, Eigennutz und abgrundtiefe Gefühllosigkeit, so kam ihm das manchmal vor. Kalkül und Egoismus, gepaart mit grenzenloser Durch- und Hintertriebenheit. Ein seltsamer Schlag Mensch war das hier in den engen Tälern der Fränkischen Schweiz. Zerklüftet wie die karstigen Felsen, auch ebenso bizarr, kalt wie die langen Winterabende und ungemütlich wie der eisige Wind, der über die Höhen piff – und dann manchmal doch so mild und lieblich wie der erste Frühlingstag. Er hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben.

Das Kirchengebäude war viel zu groß für den kleinen Ort. Trotzdem war es heute gut gefüllt. Verteilt über die harten Holzbänke saß unten das krumme Bauernvolk, jede Familie auf ihrem seit Generationen angestammten Platz, und drückte mit seinen schweren, dunklen Jacken das hölzerne Gestühl. Doch heute sahen sie nicht nur hoch, glotzten ihn nicht nur interesselos an, sondern sie sahen tatsächlich interessiert zu ihm auf. Sie waren verwundert. Denn von der Kanzel herunter hielt er nur äußerst selten seine Predigt, das tat er nur an den vier, fünf hohen Feiertagen. Heute aber war ein ganz normaler Sonntag im Kirchenjahr. Warum also war der Pfarrer hinaufgestiegen? Diese Frage stand dem Volk unten deutlich ins Gesicht geschrieben. Und auch das konnte er aus ihren Gesichtern lesen: die Erwartung klarer Worte, die Erwartung einer Anklage, zumindest eines eindringlichen Ins-Gewissen-Redens – also tatsächlich einer Predigt. Und das hatten sie verdient nach allem, was vorgefallen war.

Trotzdem würde es sie kalt lassen. Sägenschmiet hatte für seine Schäfchen keine Hoffnung mehr. Seine Schafe. Seine bockigen, störrischen, dummen Schafe. Nein, so durfte er nicht denken!

Er stand auf der Kanzel und schnaufte. Dreiundzwanzig enge Stufen hatte der steile Aufgang hinauf, das brachte ihn außer Atem. Er musste sie immer mitzählen, damit er sich nicht vertat und nicht ins Leere trat bei der letzten Stufe, denn durch Bauch und Talar war der Blick zu Boden unmöglich, zumindest bei dem aufrechten Gang, den er sich, um Kraft und Autorität zu demonstrieren, vor seiner Gemeinde auferlegt hatte. Boden und Stufen könnte er nur sehen, wenn er sich vorbeugte, doch das kam nicht infrage, das sah nicht kraftvoll aus. Und nichts ist peinlicher, ja lächerlicher,

und raubt dir auch noch den letzten Funken Autorität, als wenn du die letzte Stufe übersiehst und tollpatschig und mit den Armen rudernd in die Kanzel hineinstolperst oder wenn du, wie es ihm bei einem seiner ersten Gottesdienste passiert war, dich beim Hinuntergehen schon ganz unten wähnst, dann aber, denn es kam noch eine Stufe, ins Leere trittst, erst strauchelst, dann der Länge nach hinschlägst, die Bibel zu Boden poltert, das Skript deiner Predigt sich in Einzelblätter auflöst und in alle Richtungen segelt und du verdattert vor der Gemeinde liegst. Nicht einer war ihm damals zur Hilfe gekommen, hilflos waren sie alle gewesen und hatten ihn dümmlich wie die Unschuldslämmer aus ihren Bänken heraus angeglotzt. Immerhin hatte keiner gelacht, er hatte auch kein verdächtiges Glucksen gehört, nicht einmal ein unterdrücktes, und in dieser Situation war er weiß Gott hellwach gewesen! Ja, damals hatte er sich der Lächerlichkeit preisgegeben, so hatte er es empfunden. Ob die Gemeinde deshalb so distanziert zu ihm war? Es schien ihm, als habe er seither einen Makel.

Pfarrer Sägenschmied stand auf der Kanzel und sah hinunter. Und er sah in Gesichter, die sprachen. Komm du uns nur!, sagten sie, jedes einzelne mit versteinertem Blick, sag's uns! Du kannst uns eh erzählen, was du willst! Unsere Dinge hier regeln wir immer noch selber und so, wie wir es für richtig halten, da kannst du uns mit deinem christlichen Nächstenliebegerede gestohlen bleiben! Du bist keiner von uns und wirst nie einer von uns werden. Ihre Blicke waren wie Gitterstäbe, ging es ihm durch den Kopf. Sie sperrten ihn aus.

Wie immer, wenn das Kirchlein so voll war, roch es nach allen möglichen Körperflüssigkeiten und nach Stall.

Über was hatte er eigentlich reden wollen heute? Was hatte er vorbereitet gestern, als er noch keine Ahnung hatte,

was in dieser unsäglichen Nacht geschehen würde? Lustlos hatte er eine ganz normale, wie immer nutzlose Predigt geschrieben, die an den tumben Hirnresten dort unten vorbeirauschen und ungehört verhallen würde wie alles, was er in den letzten zwanzig Jahren gesagt hatte. Warum tat er das eigentlich alles? Für wen? Und warum gingen die, die dort unten saßen, überhaupt in die Kirche? Warum kamen sie hierher? Weil sie sich quälen wollten auf dem harten Gestühl? Weil sie eine Predigt hören wollten? Weil sie Gedanken hören und sich Gedanken machen wollten? Gar beten wollten, einmal innehalten und zur Besinnung kommen? Hirnloser Quatsch. Nein, die kamen nur in die Kirche, weil es dazugehörte. Weil es schon immer so war. Weil man nach der Kirche auf dem Vorplatz zusammenstand und über alles Wichtige redete. Weil man vor den vier Bier beim Frischoppen im *Steiner* drüben in die Kirche ging, genauso wie man vor dem Sonntagsbraten daheim zum *Steiner* zu seinen vier Bieren ging. Kirche musste sein, das gehörte zum geregelten Sonntagsablauf. War keine Kirche, fiel der Tag auseinander und geriet aus den Fugen, und das durfte nicht sein, ja, so war das. Kirche ja – aber Gottesdienst? Nein, das eine hatte mit dem anderen nichts zu tun. Man diene nur sich allein, keinem Gott. Man kam mit seinem Leben auch allein zurecht, da brauchte man keinen, der sich einmischte.

Pfarrer Sägenschmiet stand auf der Kanzel und schwieg. Sein Blick wanderte von einem zum anderen. Verschlagene Gesichter, rot geäderte Backen, kartoffelknollige Nasen, aufstehende Haarwirbel auf strubbeligen Köpfen, geknechtete Frauen mit niedergeschlagenem – züchtigem? Nein: gezüchtetem, von Züchtigungen geprägtem – Blick und herrischer Stolz bei den Männern, bucklige, inzüchtige Gestalten, wohin er auch sah. Schwielige Hände, oft auf Stö-

cke gestützt. Über was hatte er reden wollen? Aus dem Brief des Paulus an die Römer hatte er heute eigentlich lesen und predigen wollen. Aus Kapitel 15, wo es hieß:

*Wir aber, die wir stark sind, sollen der Schwachen Gebrechlichkeit tragen und nicht Gefallen an uns selber haben.*

Das wollte er lesen? Dazu wollte er etwas sagen? Nein, heute musste er sich etwas anderes einfallen lassen. So gut die Stelle auch für heute gepasst hätte: Denen brauchte er nicht mehr ins Gewissen zu reden. Nächstenliebe? Menschlichkeit? Mitgefühl? Anderen helfen? Alles für die Katz.

Pfarrer Sägenschmiet stand auf der Kanzel und kochte innerlich. Sein Blick wanderte von einem zum anderen. Dort unten saß der Weisel, ein Berg von einem Mann, von dem jeder wusste, dass – und wie – er seine Frau schlug und sie auch einsperrte, wenn ihm danach war. Der ihn von seinem Hof geschmissen hatte, brüllend und mit der Mistgabel in der Hand, als er ihn darauf angesprochen und zur Rede gestellt hatte.

Zwei Bänke weiter hinten saß der Mirschbergers Rudel, der gerade schamlos und vulgär in die Kirchenstille hinein ausgiebig hochzog, hervorwürgte und schluckte. Dessen Vater ihm, als er gerade ein paar Tage das Pfarrhaus bezogen hatte, gezeigt hatte, wie man mit Mäusen umging. Es hatte im Pfarrhaus gewimmelt vor Mäusen, und Sägenschmiet hatte mehrere Lebendfallen aufgestellt, die auch im Handumdrehen voll waren. Mit denen war er dann hinübergegangen in den Wald und hatte die kleinen Geschöpfe Gottes wieder ausgesetzt. Das hatte der alte Mirschberger von seinem Bulldog aus gesehen, nur mit dem Kopf geschüttelt und sich mit dem Finger an die Stirn geklopft. Als Sägenschmiet

dann das nächste Mal die Fallen ausleeren wollte, war der Mirschberger gekommen und hatte sie ihm aus der Hand genommen. Hatte ihm mit einer Kopfbewegung wortlos zu verstehen gegeben, dass er mitkommen solle, war mit den Fallen hinüber zum Trinktrog der Kühe gegangen und hatte die Fallen eiskalt untergetaucht. Die Mäuse hatten nur kurz gestrampelt, ein paar Luftblasen abgesondert und waren dann tot. Sägenschmiet war entsetzt gewesen.

»So macht man das«, hatte der Mirschberger nur verächtlich ausgestoßen, so wie man ausspuckt, und war wieder gegangen. So achtlos ging man hier mit dem Leben, mit Gottes Schöpfung um. Und der junge Mirschberger, der Toni, der Sohn, der dort unten saß? War keinen Deut besser. Den alten Lugert hatte er damals einfach auf die Laderschaukel geworfen und hergefahren, als den auf dem Acker der Schlag getroffen hatte. Achtlos wie einen Kartoffelsack. Und die Mutter des Toni, die Frau des Rudel? Vegetierte daheim hinter geschlossenen Türen vor sich hin. Sie hatten sie eingesperrt und ließen auch keinen hinein. »Ins Gras beißen« solle sie endlich, hatte der Rudel einmal gesagt, »die ist doch zu nichts mehr gut. Frisst bloß und schießt alles voll, weil sie nichts mehr halten kann.« Bis auf die Straße hinaus hörte man sie manchmal brüllen. Sie war hochgradig dement und hatte lebenslanges Wohnrecht und er auch die Pflegepflicht, so stand das im Übergabevertrag des Hofes. »Bei uns hat sich keiner einzumischen, und der geht's nicht schlecht.«

Sägenschmiet stand auf der Kanzel und schwieg seine Gemeinde an. Sein Blick wanderte vom einen zum anderen. Da saß der Kranzlers Luggi, dessen Hof abgebrannt war vor etlichen Jahren. Blitzschlag hatte es geheißen, dabei war das Gewitter schon eine halbe Stunde vorbei gewesen, als

sie die Flammen endlich bemerkten. Das ganze Dorf war gekommen zum Löschen und hatte geholfen, das Vieh aus dem Stall zu treiben, Rinder, Schweine und Ziegen, auch Sägenschmied hatte mitgeholfen.

»Und wo sind die Alten?«, hatte der Pfarrer damals gegen das Prasseln des Feuers und das Brüllen der Tiere anschreiend gefragt, »sind die schon alle gerettet?«

Da hatte der Kranzlers Luggi nur mit dem Kopf geschüttelt und hinübergedeutet auf das brennende Haus. Das Vieh war ihm wichtiger gewesen als die Alten – und allen anderen auch. »Die hätte man eh nicht mehr retten können«, sagten sie unisono, »das Haus stand doch schon lichterloh in Flammen.« Von der Versicherungssumme hat sich der Kranzler einen nagelneuen Hof gebaut, denn versichert sind die Bauern immer gut und »etwas Besseres als ein Hofbrand kann dir gar nicht passieren« hatte Sägenschmied Wochen später beim Frühschoppen drüben im *Steiner* gehört.

Ja, er hatte heute Nacht, so gegen zwei war das gewesen, ein Poltern gehört, ein aufheulendes Schleppergeräusch und auch so ein Krachen, er konnte nicht sagen, wie lang, aber es hatte sehr massiv geklungen. Wie aus dem Ort, aus dem Zentrum sogar, aber er hatte sich keine Gedanken gemacht. Warum auch? Wenn etwas wäre, würden schon die Sirenen losheulen, wie bei jedem größeren Ereignis, und dann würden sie alle als Freiwillige ausrücken zur Feuerwehr, egal ob bei Unfall oder Brand. Das machten sie alle und gern: bei den Katastrophen ganz vorne mit dabei zu sein. Erste Reihe. Aber die Sirene war nicht gegangen, außerdem war er schlaftrunken, müde und überhaupt. Kurz darauf war es wieder still gewesen, nur ein Bulldog war noch vorbeigefahren, auch ungewöhnlich in der Nacht, und kurz darauf noch

ein zweiter. Und Männerstimmen hatte er noch gehört, fiel ihm ein. Männerlachen. Er hatte sich also keine Gedanken machen müssen, alles schien in Ordnung, und er konnte sich umdrehen und einfach weiterschlafen.

Sägenschmiet stand auf der Kanzel und schwieg. Zielte, schleuderte bitterböse Blicke hinunter wie Lanzen und spießte einen nach dem anderen auf. Frontal, mitten ins Gesicht. Aber die Kerle wichen nicht aus, die schüttelten sich nicht einmal. Sein Blick blieb am Freundels Gerch hängen. Der hatte auch so seine Geschichte. Jeder hatte hier seine Geschichte. Der Freundel hatte sich, das war noch vor seiner, Sägenschmiets, Zeit gewesen und das hatte ihm sein Vorgänger, der alte Redlingshöfer erzählt, in den 1960er-Jahren Acker für Acker und Wald für Wald die ganzen Ländereien der alten Witwe Wicklein gekauft. »Für n Appel und n Ei«, wie man so sagte. Keiner hatte gewusst, woher er das Geld gehabt hatte. »Geliehen«, habe er damals gesagt, »und einen Teil davon hab ich geerbt.« Ein Onkel aus der Stadt war tatsächlich auch zuvor gestorben, es hätte also durchaus so gewesen sein und gestimmt haben können. Nur war im Jahr zuvor der alte Wicklein auf dem Weg nach Hause nachts spurlos verschollen. Hatte auf dem Viehmarkt in Pottenstein zehn Kühe verkauft, einen guten Preis dafür ausgehandelt, anschließend im Wirtshaus ordentlich einen getrunken, so wie man das eben machte, das gute Geschäft begossen und war dann das enge Bärenatal hinaufgelaufen, wo er seinen Hof hatte. Dort aber war er nie angekommen – und nicht nur der Wicklein war weg gewesen, sondern mit ihm auch sein gesamtes Geld. Man hatte nie jemandem etwas nachweisen können, aber dass der Freundel, der nie etwas gehabt hatte, im Jahr darauf plötzlich Äcker kaufen konnte, darüber hatte man schon geredet.

»Im Himmel kommt alles auf den Tisch«, hatte Sägenschmied einmal wie beiläufig bei einem Schlachtessen drüben beim Freundels Gerch fallen lassen, da hatte der nur sein Messer in den Holztisch gerammt, dass es vibrierte, sich einen Schnaps eingeschenkt, Sägenschmied zugeproestet und getrunken. Mehr nicht. Für Sägenschmied war das wie ein Beweis gewesen.

Sägenschmied stand auf der Kanzel und schwieg. Demonstrativ und laut. Was sollte er machen? Jeder hatte hier seine Geschichte, und jeder hatte auch eine dunkle, rabenschwarze. Doch *das* jetzt? Er hätte seinen »Schäfchen« einiges zugetraut, *das* aber nicht. Er dachte an die armen Seelen, die ihr Leben riskiert hatten, um am Leben zu bleiben. Um ein Leben leben zu können, das man auch Leben nennen konnte. Die Hunger, Not, Ausbeutung, Ungerechtigkeit und Elend entflohen waren, um in der Fremde, in einem fremden Land, ihr Glück zu versuchen. Aber die Bauernköpfe da unten? Die Eingeborenen? Denen war die Sau im Stall wichtiger als ein Mensch.

Sein Blick wanderte weiter durch die nach Menschen und Stall stinkende Luft und blieb am nächsten hängen, dem Wagners Heinz vom Sägewerk hinten am Bach. »Ich weiß alles über euch«, sagte sein Blick, »und ich werde euch nichts mehr durchgehen lassen. Macht euch gefasst auf andere Zeiten!«

Sägenschmied stand auf der Kanzel und schwieg. Er blitzte hinunter und sah, dass die Gemeinde verstand. Jeder Einzelne. Denn zumindest die Männer warfen sich verstohlen vereinzelte Blicke zu. Die Frauen nicht, die sahen nur zu Boden.

Am Wagners Heinz blieb sein Blick länger hängen. Ihn sah er besonders intensiv an. So, dass es auch alle merkten. Denn der Wagners Heinz hatte im Nachbarort ein Haus

und darin seine zwei Töchter, beide inzüchtig und geistig zurück, aber ganz gut gebaut. Die ließ er nie aus dem Haus – aber die Männer alle hinein. »Mid am Sagg überm Gsichd ...«, hatte er einmal einen Gesprächsfetzen aufgeschnappt, doch dann hatten die beiden geschwiegen, weil sie den Pfarrer bemerkt hatten. Für Sägenschmiet aber war seither die Sache klar. Jetzt würde er dagegen vorgehen. Die Männer des Ortes, jeder Einzelne, gingen oft hinüber zum Wagner. »Auf ein Bier«, sagten sie immer, so hieß das hier. Alle wussten davon und keiner.

Der Kranzler, der Mirschberger, der Freundel, der Wagner, der Weisel – sie alle waren heute Nacht dabei gewesen. Doch wenn man sie fragen würde, wüsste keiner etwas, garantiert. »Ich? War die ganze Nacht über im Bett«, würden sie sagen, »da können Sie meine Erna fragen, die kann Ihnen das bezeugen.« Oder »meine Lisa«, »meine Marga«, meine »Christa« und wie sie alle hießen. Und die würden das kopfnickend bestätigen. Mussten sie auch, denn sonst würde ihnen was blühen, nicht zu knapp. Die Frauen standen zu ihren Männern, das war schon immer so. Sie deckten sie und verteidigten sie und ließen nichts auf sie kommen. Aber Liebe war das nicht, eher Angst, und Angst macht ja auch gefügig.

Sägenschmiet stand auf der Kanzel und schwieg, jetzt schon minutenlang. Brüllte schweigend seine Gemeinde an, schoss den Männern seine Blicke in die Augen, nahm einen nach dem anderen ins Visier und feuerte dann, einzeln und sehr intensiv. Dolchte sie mit seinen Blicken. So geladen war er schon lange nicht mehr gewesen. Beinahe zehn Minuten dauerte das jetzt schon an. Erstes Hüsteln machte sich unten breit, unruhiges Rutschen auf den Bänken, vereinzeltes Tuscheln, Scharren mit den Füßen.

»Ruhe!«, brüllte Sägenschmied in das Getuschel und schlug es entzwei. »Unterhalten könnt ihr euch nachher drüben beim *Steiner* bei eure vier Bier. Hier bestimme ich, und hier wird nicht gequasselt! Hier haltet ihr gefälligst das Maul!«

Ein Grummeln ging durch die Reihen, verebbte, dann war es wieder still. Sägenschmied stand auf der Kanzel und schwieg.

»Und ihr kommt hierher zum Beten?«

Schweiß stand ihm auf der Stirn.

»Verlogenes Pack!« Seine Lust war riesengroß, sie zu beschimpfen, ja sogar sie zu bestrafen. Das war etwas völlig Neues, dachte er sich, vielleicht ist das ja der Ton, den sie brauchen.

»Wer war dabei?«

Die Gemeinde schwieg.

»Wer war dabei?«, wiederholte er seine Frage.

Die Gemeinde schwieg weiter.

»Kranzler?« Vielleicht musste er es so anpacken: den Leuten ins Gesicht. Der Kranzlers Luggi, ein Berg von einem Mann, räusperte sich, wurde rot.

»Raus!«

Der bewegte sich nicht.

»Raus, habe ich gesagt! Du beschmutzt Gottes Haus!«

Kranzler bewegte sich nicht, ein Raunen ging durch das Kirchlein.

»Scher dich zum Teufel!«

Sägenschmied wischte sich über die Stirn.

»Mirschberger?«

Der drehte seine Mütze in der Hand, wurde klein.

»Drecksau!«, bellte ihn Pfarrer Sägenschmied an.

»Freundel?«

Der Pfarrer wischte sich mit seinem Tuch über Stirn und Nacken, holte sich in die Wirklichkeit zurück. Wie gerne hätte er das genau so getan, doch er verscheuchte seinen Tagtraum, stand auf der Kanzel und sagte nichts. Schwiag seine Gemeinde in einer Lautstärke an, die sie noch nie gehört hatten. Und jeder wusste, warum.

Der Kranzler, der Mirschberger, der Freundel, der Wagner, der Weisel und all die anderen hatten heute Nacht ihre Bulldogs angeschmissen, diese beängstigend riesigen Maschinen, hatten die Laderschaukeln vorne festgemacht und waren zum alten Schulhaus gefahren und in es hinein, immer und immer wieder, zurück und vor und zurück und vor. Hatten die Wände eingerissen und es plattgemacht. Das Schulhaus hatte leer gestanden, mitten im Ort, jetzt stand es nicht mehr, aber keiner hatte etwas gesehen, natürlich nicht, wer ist schon nachts auf der Straße. Das muss ja alles sehr schnell gegangen sein, tat man gemäßigt verwundert. Und morgen, am Montag, sollten die Flüchtlinge kommen, drei Familien, aus Syrien, Äthiopien, Afghanistan, sonst wo. Menschen in Not, die vor Kriegen geflohen waren und jetzt ein Dach über dem Kopf brauchten und vor allem Zuspruch. Menschlichkeit. Unterstützung. Hilfe. Wärme. Liebe!

Aber jetzt war das Haus nicht mehr da. Kinder mit unschuldigen Augen – wo sollten diese Menschen jetzt hin?

*Wir aber, die wir stark sind, sollen der Schwachen Gebrechlichkeit tragen und nicht Gefallen an uns selber haben.*

Und dazu sollte er denen jetzt etwas sagen? Ihnen ins Gewissen reden? Nach so einer Nacht? So etwas passiert doch nicht einfach, so etwas plant man doch. Im Besitz seiner geistigen Kräfte. Aber Gewissen? Die hatten doch keins, der

Nächste war denen doch wurst. Predigen? Niemals. Zum einen Ohr rein, zum anderen raus. Es machte keinen Sinn, mit diesen Menschen zu reden.

Sägenschmiet stand auf der Kanzel und schwieg. Seit fünfzehn Minuten jetzt schon. Er wusste aber auch nicht, was er noch sagen sollte. Er hatte keine Worte mehr, verstand diese Menschen nicht. Hasste, ja, verachtete sie. War ihm nicht zu helfen oder diesen?

Sägenschmiet sammelte seine Blätter mit der Predigt zusammen und stieg schweigend von der Kanzel. Zählte die Schritte, damit er unten nicht ins Leere trat und hinschlug. Dann wäre das Schweigen umsonst gewesen, das wusste er.

Er ließ die Glocken läuten, sprach leise ein Gebet, breitete seine Arme weit aus und segnete die Menschen.

»Gehet hin in Frieden«, log er sie an, aber in seinem Inneren sprach er etwas ganz anderes.

Dann schlug er das Kreuz, die Orgel spielte und er verschwand in der Sakristei. Heute trat er nicht vor die Kirche, heute gab er niemandem beim Hinausgehen die Hand.

Leicht betreten gingen die Menschen hinaus. So eine Predigt hatten sie noch nie gehört und waren auch ein wenig verunsichert. Aber nur für den Moment. Beim *Steiner* hernach und vier Bier bis zum Sonntagsbraten, auch bei Gelächter und dem üblichen Gerede, würde sich die Welt schon wieder richten.

Und das tat sie auch.

Pfarrer Sägenschmiet hatte die Glocken angeschaltet und ließ sie läuten und läuten und läuten. Über Mittag, über den Nachmittag, bis in den Abend hinein. »Er wird sie schon wieder ausschalten«, sagten die Leute, »spätestens dann, wenn es dunkel ist.« Was Sägenschmiet aber nicht tat.

Als es dunkel war, hätte man drei Gestalten sehen können, die sich dem Pfarrhaus näherten. Die aber niemand sah. Sie verschwanden darin und verließen es nach einer knappen halben Stunde wieder.

Die Glocken aber läuteten weiter.

Spät in der Nacht endlich brachen fünf beim *Steiner* drüben auf. Fast bis Mitternacht hatten sie gewartet. Als sie ins Pfarrhaus kamen, hing der Pfarrer schlaff vom mittleren Balken und rührte sich nicht.

»Deshalb läuten die Glocken noch«, sagte der Wagner vom Sägewerk, und die anderen nickten. »Hätten wir doch nur schon früher vorbeigeschaut.« Wozu die anderen wieder nickten. Der Mirschberger, der Weisel, der Kranzler, der Freundel. Sie schalteten die Glocken ab, knüpften den Sägenschniet ab, legten ihn auf den Boden und gingen wieder hinüber zum *Steiner*, zum Bier. Dann riefen sie den Arzt und die Polizei.

Als die Glocken in dieser Nacht endlich schwiegen, kehrte wieder Frieden ein in Demuthshüll.

## Weidmanns Ruh

Über dreihundert Menschen waren zur Beerdigung gekommen, es war beeindruckend. Der Friedhof im kleinen Heidenheim, der kaum einen Steinwurf vom Marktplatz entfernt lag, war schwarz gewesen vor Menschen. Nur gut zwei Handvoll Trauergäste trugen kein Schwarz: Die Förster und Jäger der Region waren geschlossen in Grün erschienen, in Uniform und Tracht. Ein paar von ihnen hatten schon nachts Totenwache gehalten. Jetzt, zum letzten Gang ihres geschätzten Kameraden, hatte man sich links unters Hutband einen Bruch gesteckt, das abgebrochene Stückchen eines Tannenzweigs mit der unteren Seite nach außen, so wollte es der Brauch. Auch, dass man nach der Aussegnung mit den Hüten in der Hand hinaustrat zum Spalier und dann, die Hüte auf dem Kopf, dem Sarg in Zweierreihen folgte bis zum Grab, das man mit Reisig ausgelegt hatte. Für eine sanfte Ruhe. Der Zug der Jäger bewegte sich in losem Gleichschritt fort, geführt von einem Kameraden mit einem Kissen aus rotem Samt, auf dem die Auszeichnungen und Jahresnadeln des Verstorbenen lagen, Zeichen des langen und geachteten Jägerlebens. Die Schleife des Kranzes, den sie am Grab niedergelegt hatten, schmückte statt »Weidmanns Heil« ein »Weidmanns Ruh«. Und »Deine Kameraden«.

Der grausame Tod des Jägers aus dem Städtchen am Fuße des Dürrenbergs hatte die Menschen bis weit über die Region hinaus aufgewühlt. Seit Tagen sprach man in den

Orten rund um den Hahnenkammsee über fast nichts anderes mehr, die Tat hatte längst das Verschwinden der jungen Frau aus dem kleinen Nachbarort Hechlingen am See verdrängt. Seit einer knappen Woche war sie jetzt verschwunden, doch kaum jemand sprach darüber, und wenn, dann hieß es, die wird schon wiederauftauchen in den nächsten Tagen, ist sicher alles halb so wild. Wahrscheinlich ist sie nur bei einem Freund oder kurz weggefahren, ohne etwas zu sagen.

Als die Bläsertruppe der Försterinnen und Förster auf ihren Jagdhörnern die Messe spielte, schön getragen, sanft tiefe Tonfolgen, floss manche Träne. Und als der Sarg hinabgelassen wurde zur letzten Jagdstation auf Erden, blies man erst *Jagd vorbei*, dann *Halali* und ganz zum Schluss *Auf Wiedersehen*. Selbst die alten, hartgesottenen Männer mussten hochziehen und sich schnäuzen. Dann trat ein Jäger nach dem anderen ans Grab, nahm mit der Rechten sich den Hut vom Kopf, verweilte kurz, der eine oder andere murmelte etwas, zumindest bewegte er sichtbar die Lippen, löste dann den Bruch mit seiner Linken aus der Hutschnur, benetzte ihn mit Weihwasser, besprengte damit den Sarg und ließ den Bruch von der gekippten Hutkrempe mit einem letzten »Weidmanns Ruh« ins Loch gleiten. Getragenen Schrittes und ohne Ordnung verließ man anschließend den Gottesacker und begab sich hinunter in die *Rose*, wo die Jagdgesellschaft jährlich tagte.

Heute traf man sich hier zur Leich und einem Reh- und Wildschweinbraten mit drei, vier, sieben Bier – und zusätzlich zwei, drei Willis für manche. Trauer muss man ertränken, alte Jägerregel, sonst frisst sie sich nur fest und macht dich wund. Noch auf dem Weg zum »Schlosser«, wie die *Rose* seit jeher hier im Ort genannt wurde, sah man den ei-

nen oder anderen schnell eine rauchen. »Sargnagel«, wie man kommentierte und den Tod verachtend inhalierte.

•

Johann Klösterle, der Anlass dieses kurzfristig und außerplanmäßig anberaumten Treffens, war in seinem Revier ums Leben gekommen, im achtundfünfzigsten Jahr seines Daseins auf Erden. Man hatte ihm zuerst ins Herz und dann mitten ins Gesicht geschossen. Aus allernächster Nähe. Durchs offene Fenster seines Fahrzeugs. Und keiner wusste, wer und warum.

Früh um kurz vor sechs war einem Jogger auf dem hinteren der von Hecken umstandenen kleinen Parkareale am Hahnenkammsee ein Auto verdächtig vorgekommen. Deshalb hatte er seine Schritte, nachdem er den See umrundet hatte, wie beiläufig am Auto vorbeigelenkt, auch weil er, klar, neugierig war. Was traf sich hier wieder für ein Pärchen heimlich? Oder war das vielleicht einer dieser Schmutzfinken, die immer wieder hierherkamen und ihren Schutt abluden? Zertrümmerte alte Küchenschränke, Kühlschränke, Waschmaschinen, Säcke und Kartons mit Müll, ja sogar ganze Sätze alter, abgefahrener Autoreifen. Immer bei Nacht und Nebel. Wie oft schon hatte er, weil er meistens der Erste war, wenn er auf seiner Runde früh am Morgen hier vorbeikam, auf der Gemeinde in Hechlingen am See oder am Forstamt angerufen und auf den Anrufbeantworter gesprochen, dass hier schon wieder jemand seinen Müll ... Diesmal jedoch hatte er mit zittrigen Fingern die 110 gewählt. Der fürchterliche Anblick dieses halb weggeschossenen Gesichts, der schräg nach vorn hinabgesunkene Kopf, das Riesenloch am Hinterkopf, die Spritzer überall,

Hirn, Haut, Haare, Blut. Er hatte sich, nachdem er telefoniert hatte, erst einmal übergeben. Mit nichts im Magen. Es war trotzdem etwas gekommen, er wusste nicht, woher.

•

»Gertraut, ich nehm noch eins.«

»Ich auch.«

»Ach komm, dann machst mir auch noch eins«, ließ sich der Dritte überreden. Die Braten waren längst verzehrt, die Teller abgeräumt, Geschichten hatten zahlreich ihre Runden gemacht, die Biere und die Willis auch, man hatte des Verstorbenen gedacht und auch auf ihn getrunken, hatte letztlich gelacht, sich mit den Prätzen auf die Schultern gehauen und »Weißt du noch?« ... So hatte der Tote für Momente wieder wie unter ihnen gelebt. Doch dann war Schluss, man musste heim zu Haus und Hof, zu Frau und Kind, die Leich war dann auch beendet. Nur für die drei noch nicht.

Die Wirtin Gertraut Wittmann aus der *Rose* zapfte Bier, die fünften schon für die Betrunkenen, die noch am Tisch saßen. Es sollten nicht die letzten Seidlas sein für sie, für heute. Die anderen Jäger waren längst wieder gefahren, trotz Bier und Schnaps. Im Wald ist keine Polizei, die kontrolliert.

»Was hat der Hans bloß so spät dort gewollt?«, fragte der eine, prostete und trank.

»Am Parkplatz am See? Keine Ahnung«, lallte der andere.

»Und ohne Hund«, stocherte der Dritte im Dunkeln, »den hatte er sonst doch immer dabei.«

»Keinen Schritt ist der ohne den raus, niemals.«

»Vielleicht war er ja einem Wilderer auf der Spur?«

»Ohne Hund?«

»Oder hat er bloß angesessen irgendwo auf einem Hochsitz?«

»Ohne Gewehr?«

Bei Johann Klösterle hatte man nicht eine seiner zahlreichen Jagdwaffen gefunden, sie waren alle säuberlich bei ihm daheim im Waffenschrank versperret.

»Was hat der Hans bloß so spät am Abend dort gewollt?«, schüttelte der Erste wieder nachdenklich den Kopf.

»Am Parkplatz da am See«, ergänzte der Zweite.

So drehte sich das Gespräch der drei im Kreis, bis ihnen Wirtin Gertraud nach dem siebten keins mehr einschenkte und sie nach Hause schickte. Als sie dann draußen einer nach dem anderen mit den Autotüren schlugen und ihre Wägen starteten, hörte sie schlicht weg. »Wie – die sind noch mit dem Auto gefahren? Das hab ich nicht gewusst!«, hätte sie jedem gesagt, der sie danach gefragt hätte.

•

Die Polizei tappte im Dunkeln. Der Ansbacher Kommissar Steckrüb hatte den Fall übernommen. Die Spurensicherung hatte kaum etwas gefunden, nur die zwei Projektilhülsen, man kannte also wenigstens das Kaliber. Doch war die Waffe, wen wundert's, nirgendwo registriert – und damit war man mit seinem Latein auch schon am Ende. Nicht eine einzige kleine Spur am Auto, nichts auf dem Parkplatz, das verwertbar gewesen wäre, keine Zeugen. Auch hatte niemand die Schüsse gehört, die zwischen zweiundzwanzig und vierundzwanzig Uhr am Vorabend gefallen sein mussten, so die Gerichtsmedizin. Der Jäger Johann Klösterle hatte keine Feinde, keine Affären, keine Schulden, keine Laster gehabt,

nichts, man wusste von keinen Streits, keinen Neidern, was auch immer.

Und die Kollegen vom Forstamt Weißenburg, wo Klösterle seinen Dienstsitz hatte? Waren nur sprachlos, hatten keine Ahnung. Ein bisschen wie ein Sonderling sei er schon gewesen manchmal, der Johann, sagten sie, vor allem auch der Pfefferlein, der oftmals eng mit ihm zusammengearbeitet hatte. Aber ein sympathischer. Stundenlang sei der Johann oft allein im Wald gewesen, bei jedem Wetter und zu jeder Jahreszeit. Immer mit seinem Hund, der Debra. Er hatte ja auch keine Frau. Den Verbiss untersuchen, den das Wild verursacht hatte, oder Spuren suchen und lesen, ja, das konnte er. Allein aus dem aufgewühlten Waldboden hätte er lesen können, wie viele Bachen unterwegs gewesen waren, mit wie vielen Frischlingen und Keilern. Jetzt lag Klösterle drüben in »Hanna«, wie sie das Städtchen Heidenheim hier nannten, unter der Erde, und sein gesamtes Wissen mit ihm.

•

Drei Tage nach der Beerdigung fuhr Anton Pfefferlein, der Weißenburger Forstamtskollege, zum Hahnenkammsee und parkte seinen Wagen. Er machte seine Runde um den See herum, sah Fische springen hinten, wo es ruhiger war, sah den Himmel sich spiegeln, sah Mücken tanzen im Sonnenlicht und Kinder toben vorn am Badestrand. Er ließ die Augen schweifen, suchte nach nichts Bestimmtem, aber suchte doch. Wenn der Hans hier umgebracht worden war, dann hatte das einen Grund. Er war hierhergekommen, weil er etwas tun musste oder wollte. Aber was?

Nach seiner Runde – es ist nicht allzu weit um den See –

setzte sich Pfefferlein auf die Uferterrasse des *Haus am See* und orderte ein Bier. Am Nachbartisch stritt sich ein Ehepaar. Sie hatte einen Sonnenbrand, die Kinder sahen betreten zur Seite. Sie schämten sich für ihre Eltern. Kinder wollen keinen Streit, schon gar nicht zwischen den Eltern, sie wollen Frieden. Als die Bedienung das Bier brachte, bestellte Pfefferlein dann doch noch eine Currywurst rot-weiß mit Pommes, die Luft am Wasser machte ihn immer hungrig, seit Kindheit schon, er konnte nichts dagegen tun. Die rot gebrannte Frau vom Nebentisch verströmte einen intensiven Duft nach Urlaub: Nivea oder Delial. Das Ehepaar stritt ohne Unterlass, es schien den beiden auch nichts auszumachen, dass man noch zwei, drei Tische weiter jedes Wort mitbekam. Der Anlass war banal und nichtig – die beiden mochten sich schlicht nicht, doch hatten sie zwei Kinder. Das war jetzt ihre Hypothek. Nicht Pfefferleins Problem, doch schade für die Kleinen.

Pfefferlein bezahlte irgendwann und ging. Wo Klösterle wohl das Uhupärchen beobachtet hatte, von dem er ihm erzählt hatte? Er schlenderte in Richtung der Parkplätze und ließ die Blicke weiter streifen – und blieb, ganz unbewusst, plötzlich an etwas hängen: an einem Nistkasten. Er stoppte, sah hinauf. Der Kasten hing ziemlich verdeckt in vielleicht drei, vier Metern Höhe zwischen Laub am Baum. Vielleicht von Klösterle irgendwann dort hingehängt, wer weiß. Doch was an diesem Kasten hatte seine Aufmerksamkeit erregt? Pfefferlein stand da und sah hinauf und konnte nichts Auffälliges entdecken.

Er machte langsam zwei, drei Schritte rückwärts und ließ den Kasten dabei nicht aus den Augen – und dann hatte er es: ein Lichtreflex war es gewesen! Ein klitzekleiner, den man nur in einem ganz bestimmten Winkel wahrnahm.

Was reflektierte da im Nistkasten? Er hatte keine Ahnung, aber es war etwas, das dort nicht hingehörte. Er sah sich um. Stand irgendwo zufällig eine Leiter? Natürlich nicht. Doch er entdeckte etwas anderes: In der gegenüberliegenden Ecke des Parkplatzes hing ein ganz ähnlicher Nistkasten, von Laubwerk halb verdeckt. Er lief zum Weg, zum zweiten Parkplatz: hier genau das Gleiche. Was komisch war: Nicht einer der Kästen war bewohnt wie all die übrigen, die entlang des Weges hingen, das sah sein gut geschultes Auge. Um diese Jahreszeit flogen die Vögel ohne Pause ein und aus, sie hatten Junge, die sie füttern mussten, denn diese hatten Hunger und sonst nichts und wollten wachsen. Bei den vier Kästen an den Parkplätzen aber flog nichts ein und aus. Pfefferlein sah hinauf und wusste nur: Die hingen dort nicht zufällig. Was hatte Klösterle mit ihnen vorgehabt? Dass der Kollege hinter diesen Kästen steckte, war für ihn längst zwingend. Sie stammten, wie alle anderen auch, aus dem Lagerbestand ihres Forstamtes Weißenburg. In Rummelsberg gefertigt, nur für sie. Und: Kein anderer Kollege war so oft hier am See gewesen wie Klösterle. Das hier war seine Zuständigkeit und sein Revier. Hier irgendwo hatte er auch sein Uhu-paar beobachtet – oder vielleicht doch eher rund um den Dürrenberg gleich hinter Heidenheim, einem der höchsten Gipfel des Hahnenkamms? Pfefferlein erinnerte sich an das letzte Mal, als er nachts einen dieser großen Vögel gehört hatte. Dieses tiefe Uhh. Uhh-Uhh von irgendwo tief aus dem Wald, fast unheimlich. Und doch berührend. Es grub sich ein wie etwas, das man vielleicht zum letzten Mal hört – und das auch weiß. Und einmal war ihm einer auf einem Waldweg entgegengekommen, ganz früh am Morgen, es wurde gerade dämmerig. Die Zeit, kurz bevor die Farben entstehen und das Grau erlischt. Die breiten Schwingen des Vogels füllten

den Raum zwischen den Bäumen fast vollständig aus, so war es ihm vorgekommen. Lautlos, nur ein Meter über dem Boden, war ihm der Uhu entgegengeglitten – so würde er es beschreiben, und doch war es nicht das richtige Verb. Direkt auf ihn zu, fast ohne Bewegung, kein Flügelschlag, nichts. Nur Gleiten. Er, Pfefferlein, hatte dort gestanden und sich nicht bewegt, war nur gebannt gewesen. Hatte es wahrgenommen wie in Zeitlupe. So ein seltener, erhabener Augenblick – das war ihm sofort bewusst gewesen. Und dann hatte der Vogel nur den Wimpernschlag einer Bewegung gemacht mit seinen Flügelen und war lautlos, auch wind-, ja sogar hauchlos, dicht über ihn hinweggeglitten, fast geschossen, und entschwunden in die Nacht. Nie wieder hatte er so einen Moment erlebt. Er konnte die Faszination verstehen, die Klösterle für diese Vögel hatte.

Er schüttelte die Erinnerung ab, stieg in seinen Wagen, startete und fuhr los. Er würde morgen wiederkommen, dann mit einer Leiter.

•

Es waren kleine Wildkamas, die Klösterle in den Bäumen installiert hatte. Hochwertige, nachtsichtfähige Geräte, die auf Bewegung reagierten und dann jeweils dreißig Sekunden aufzeichneten, so waren sie eingestellt. Und wenn sich etwas während der Aufzeichnung bewegte, länger. Das stellte Pfefferlein fest, als er am nächsten Tag den ersten Nistkasten öffnete. Und ihm war schlagartig klar, was das bedeutete.

»Was machen Sie denn da?« Ein Typ stand unten an der Leiter und sah zu ihm hinauf.

»Ich bin vom Forstamt Weißenburg, ich kontrolliere die Kästen. Ob sie bewohnt sind, von welchen Vögeln und so.«

»Ach so, dann passt's schon.« Es war der Wirt vom *Haus am See*, wie sich herausstellte. Pfefferlein hatte ihn aus dieser Perspektive nicht gleich erkannt. Der Parkplatz am See gehörte zum Gelände des Wirts, hier hatte er, das meinte er zumindest, das Sagen und musste nach dem Rechten sehen.

»Hat Ihr Kollege, Gott hab ihn selig, auch immer gemacht.«

»Hm.« Pfefferlein hatte die Speicherkarte entnommen und eingesteckt, hatte den Kasten wieder verschlossen und war hinuntergestiegen.

»Und? Is was drin?«

»Nein, in dem Kasten nicht. Aber vielleicht ziehen ja noch welche ein.« Offenbar hatte der Wirt nichts von der Kamera gesehen und diesbezüglich keine Ahnung. Musste er auch nicht.

»Ich hab Ihrem Kollegen mal gesagt, dass er da so Wildbeobachtungskameras drin verstecken sollte.«

»Um die Tiere der Nacht zu observieren? Waschbären, Marder, Füchse, Rehe und so, meinen Sie?«

Der Typ schüttelte den Kopf. »Nee, für die Wildsäue.«

»Wildsäue?« Pfefferlein winkte ab. »Das hätte den nicht interessiert, eher Uhus. Ja, Uhus schon.«

»Uhus? Hier? Das können Sie vergessen. Da hab ich mein Lebtag noch keinen gesehen hier. Käuze gibt es und ein paar Schleiereulen, aber Uhus? Nee.«

»Klösterle, also der Kollege, Sie wissen schon, hat mir aber davon erzählt. Er hat hier ein Pärchen gesehen.«

»Nee.« Der Wirt schüttelte wie bei einem Missverständnis den Kopf. »Sie verstehen mich nicht.«

Pfefferlein sah ihn fragend an. »Was verstehe ich nicht?«

»Vergessen Sie den Uhu. Ich hab Ihrem Kollegen damals gesagt, er soll doch so Kameras aufhängen, damit wir die Wildsäue hier endlich mal zu fassen kriegen.«

»Leben denn hier so viele?« Wildschweine gab es hier jede Menge, das war ihm klar, aber dass es so viele sein sollten, dass sie sie hätten bejagen müssen, davon war ihm nichts bekannt.

Der Wirt lachte kurz auf. »Sie verstehen mich immer noch nicht. Ich meine die Dreckschweine, die nachts hierherkommen und ihren Müll abladen. Ganze Kücheneinrichtungen haben wir hier schon gefunden. Auch Schränke, Sofas, versifft und zerschlossene Sessel, Kloschüsseln – Sie glauben ja gar nicht, was die Leute alles herbringen. Weil sie zu blöd sind, zum Müll zu fahren. Oder zu faul, was weiß ich. Auf jeden Fall hat er sie Wildsäue genannt und eine Stinkwut auf die gehabt.«

»Klösterle?«

»Wenn der so hieß, Ihr Kollege selig, ja.«

•

Es dauerte bis zum Nachmittag, dann hatte er alle Kästen überprüft. Nur in der ersten Kamera hatte eine Speicherkarte gesteckt, die anderen waren leer. Er fand das komisch, aber vielleicht hatte Klösterle sie zum Überspielen mit ins Büro genommen. Egal, er konnte es kaum erwarten, die Karte in den Rechner zu schieben und zu sehen, was auf ihr war.

Als er sie schließlich in seinem Büro in Weißenburg ins Lesegerät schob, verlangte der Rechner nach einem Programm – blöd, denn natürlich hatte er dieses Programm nicht. Aber er hatte sofort eine Idee und fuhr Klösterles Rechner hoch, auf dem das Programm ja installiert sein musste. Das Passwort stand auf dem Zettel unter der Tastatur. Hatten hier alle so, man musste ja an die Daten der

anderen kommen, wenn die mal draußen im Wald waren oder sonstwie unterwegs.

Schon war er drin. Als er die Daten der Karte überspielte, klingelte das Telefon.

»Pfefferlein, Forstamt Weißenburg?« Er meldete sich ganz automatisch und sah auf die Uhr. Schon nach sechs. Normalerweise wäre er nicht mehr drangegangen, um diese Zeit ist eigentlich schon seit zwei Stunden niemand mehr hier. Amtsstube. Feierabend. Egal, jetzt wäre es ohnehin schon zu spät gewesen, aber es war seine Frau. Wo er denn bleibe, das Essen stehe auf dem Tisch.

Er hatte die Zeit total vergessen. Jetzt aber wollte er sich noch die Aufnahmen ansehen. »Ich hab noch zu tun, Schatz«, sagte er, »iss ruhig schon, es dauert bei mir noch eine halbe Stunde.«

Was Pfefferlein dann auf den Aufnahmen sah, ließ ihm den Atem stocken. Er verstand es – und verstand es nicht. In der Resthelligkeit des vergehenden Tages querten zwei Männer den Parkplatz. Schwarz-weiß, doch ziemlich scharf im Bild. Er kannte beide. Der eine war Klösterle, eindeutig. Er gestikulierte und schien dem anderen etwas zu erklären, wirkte ein wenig aufgebracht. Als sich die beiden mitten auf dem Platz befanden, blieb er stehen und deutete erst hinter sich nach oben ins Geäst, anschließend in Richtung des Parkplatzes nebenan und dann zur anderen Seite – dorthin, wo Kameras hingen. Dazu zählte er mit der anderen Hand – Daumen, Zeigefinger, Mittelfinger – demonstrativ bis drei. Zur Kamera, in deren Sichtfeld er stand und die die Szene aufzeichnete, deutete er nicht. Warum? Der andere schien etwas zu fragen, Klösterle nickte. Da, urplötzlich, versuchte der andere ihn zu packen, Klösterle aber wich zurück, schlug ihm die Hand weg, drehte sich um und eilte

mit zwei, drei schnellen Schritten aus dem Bild. Der andere folgte ihm – verfolgte ihn, so wie es wirkte, dann waren beide weg. Der untere Bildbereich wurde vom dichten Laub verdeckt. Drei, vier Sekunden tat sich nichts, dann zuckte ein Lichtblitz über die Lichtung und gleich darauf ein zweiter. Der andere kam zurück ins Bild, rannte über den Platz, verschwand. Pfefferlein kannte diesen Mann, erkannte ihn am Körperbau, an der Frisur. Der Mann trug einen Pferdeschwanz, das haben hier nicht viele – eigentlich nur der.

Pfefferlein sah sich die Szene noch mal an und noch einmal. Kein Zweifel, das war dieser Typ aus Hechlingen am See. Klaus Irgendwie, der Name war ihm gerade nicht präsent. Ein schräger Vogel, aber eigentlich ein harmloser. IT-Freaks sind ja meistens so, ein wenig nerdig eben, leicht verrannt, verschludert. Hatte sich früher um die Rechner hier gekümmert. Jetzt machte das eine Firma, der Service war neu ausgeschrieben worden.

Was war dort auf dem Parkplatz vorgegangen? Klösterle hatte Klaus Dingsirgendwie die Kameras gezeigt, kein Zweifel – die, mit denen er die wilden Müllablagerer erwischen wollte. Die Kamera aber, in deren Bereich er stand, zeigte er ihm nicht. Warum? Ahnte er was? Dass dieser Klaus vielleicht den Müll ... und das auf den Speicherkarten festgehalten ... und der vielleicht versuchen würde, die Beweise zu entfernen, also die Speicherkarten, bevor er selbst ...?

Das ergab Sinn, und doch verstand Pfefferlein es nicht wirklich. Klaus Dingsbums – warum nur fiel ihm dessen Name jetzt nicht ein? – hatte Klösterle erschossen, eindeutig. Das ließen die Bilder ganz klar vermuten. Doch warum? Wegen ein bisschen Müll? Das wiederum ergab keinen Sinn.

Er überlegte. Sah sich die Aufzeichnung noch mal an. Und wieder. Die Speicherkarten aus den drei Kameras, auf

die Klösterle gedeutet hatte, fehlten – Pfefferlein hatte sie hier auch nirgends gefunden, und auch auf dem Rechner waren keine Daten. Also hatte der Typ sie tatsächlich rausgeholt, so könnte ein Schuh draus werden. Aber warum? Weil er befürchtete, dass sie etwas erfasst hatten, das niemand sehen durfte? Ganz sicher, ja, so musste es sein! So ähnlich.

Pfefferlein lehnte sich zurück und schloss einen Moment die Augen. Wahrscheinlich war es so: Die beiden hatten sich getroffen, vielleicht ja zufällig. Hatten geplaudert, und irgendwie waren sie auf die wilden Müllentsorgungen gekommen. Dann hatte Klösterle dem Typen die Kameras gezeigt und von seinem Plan erzählt – und dem Typen war sofort klar gewesen, dass diese Kameras wegmüssen. Und Klösterle am besten auch, sicher ist sicher. Denn wer weiß, vielleicht hatte der ja schon die ersten Speicherkarten ausgelesen und etwas gesehen, was nicht gesehen werden durfte? Hatte er sich vielleicht deshalb gar mit dem IT-Fritzen getroffen? Um ihn zur Rede zu stellen?

Pfefferlein nahm den Hörer und rief in Ansbach bei der Polizei an, verlangte Kommissar Steckrüb.

Um was es denn gehe?

»Ich habe den Mörder von Johann Klösterle.«

Sie verbanden ihn mit dem Mobiltelefon von Steckrüb.

»Sie haben eine Aufzeichnung? Bei Ihnen im Büro? Sind Sie in einer Stunde noch dort?«

Na klar, er würde warten.

»Gut. Dann komme ich sofort vorbei.«

Pfefferlein legte auf, es klingelte. Schon wieder seine Frau. »Wo bleibst du denn so lange?« Sie klang genervt, durchsetzt von einem leichten Unterton des Vorwurfs.

»Es zieht sich noch, ich muss auf Kommissar Steckrüb

warten, er kommt von Ansbach rüber, ist schon unterwegs. Iss du doch schon und warte nicht.«

Pfefferleins Frau legte auf. Sie konnte ja nicht wissen, dass sie die Stimme ihres Mannes nie mehr hören würde.

Pfefferlein nahm ihren Frust kaum wahr, denn ihm kam gerade eine, wie er fand, geniale und sehr gewitzte Idee: Er würde diesen Klaus Meininghausen – ja, so hieß er: Meininghausen, jetzt war es ihm wieder eingefallen! – anrufen und ihn bitten, rüberzukommen, ausnahmsweise, dringende Rechnersache, Scheißproblem, um ihm zu helfen. Dann könnte Steckrüb ihn gleich fest- und mitnehmen, und der Fall wäre erledigt.

Er rief ihn an.

Und wartete anschließend und dachte nach. Man tötet doch nicht wegen Müll, auch nicht, wenn man ihn wild irgendwo abgeladen hat und dann erwischt wird – da schoss es ihm plötzlich siedendheiß durch Kopf und Körper: die junge Frau aus Hechlingen! *Das* wäre ein Motiv! Dass Meininghausen sie am See ... und dann am Parkplatz ... oder dort irgendwie mit seinem Wagen ... und dann die Kameras ... und jetzt befürchtete er, dass vielleicht auf einer dieser Speicherkarten ... Wo blieb Kommissar Steckrüb bloß! Jetzt war es Pfefferlein doch ein wenig mulmig ...

•

Das Eintreffen des Kommissars erlebte er nicht mehr.

Auf der Schleife des Kranzes der Kameraden zur Beerdigung stand »Weidmanns Ruh«.

## Das letzte Bier

Warum nur war er so unkonzentriert? Hatte er an der Tankstelle vorhin bezahlt? Er hatte getankt, ja, aber an das Zahlen selbst, an den Vorgang, konnte er sich nicht mehr erinnern. Er überlegte, suchte nach einem Anhaltspunkt. Ja doch, er war drinnen gewesen in der Tankstelle, der Typ an der Kasse hatte ihn, jetzt fiel es ihm wieder ein, noch so eigenartig angesehen. Also musste er auch bezahlt haben. Sonst wären sie ihm doch längst schon auf den Fersen, zumindest hätte es einen irre lauten Alarm gegeben. An den Autobahntanken kannst du doch heute nicht mehr einfach so fortfahren, ohne bezahlt zu haben. Vermutete er zumindest und hakte das Problem damit ab. Wie alt würde der alte Breunig werden dieses Jahr? 1934 geboren – also vierundachtzig. Im September. Und wann verlangten die vom Rentenamt zum ersten Mal einen Lebendnachweis? Ab dem fünfundneunzigsten Lebensjahr, hatten sie ihm selber gesagt, und von da an jährlich. Bis dahin waren es also noch elf lange Jahre hin, in denen er sich um nichts zu kümmern brauchte. Offiziell war der Alte nach Detmold gezogen in ein Heim, um in der Nähe von Verwandten sein zu können – Verwandte »um drei Ecken herum mütterlicherseits«. Seine alte Wohnung war inzwischen geräumt und bereits neu vermietet, alles war da in bester Ordnung. Niemand hatte je eine Frage gestellt, und niemand würde je eine stellen. Nur die alte Blümel von schräg gegenüber hatte ihn mit ihren blöden Fragen genervt. Würde sie jetzt aber auch nicht

mehr. Und noch viel besser: Die war erst achtundsiebzig gewesen, da hatte er jetzt noch siebzehn Jahre Zeit und Ruhe. Besuch hatte sie nie gehabt, hatte auch öfter über ihre Einsamkeit geklagt. Aber blöde Fragen stellen und Gerüchte in die Welt setzen. Zum Zeitvertreib wahrscheinlich. Die Rente der Alten war nicht so toll wie die vom Breunig, keine zweitausend, nur knapp neunhundert, aber immerhin. Gut haben hatte sie auch keins gehabt, nichts Erspartes wie der Breunig, zumindest hatte er nichts gefunden. Das Geld vom Breunig hatte er längst abgeräumt. Unglaublich, wie einfach das gegangen war. Er hatte nicht einmal einen Ausweis vorlegen müssen. Einfach nur das Sparbuch, das war alles. Aber er hatte ja eine Vollmacht von dem alten Herrn, und die Unterschrift war gut. Den Wisch hatten sie sich auf der Bank kopiert, zur Sicherheit, wie sie gesagt hatten. Auch die Weiterleitung der Rente von Breunigs Konto hatten sie widerspruchlos angenommen und eingeräumt, genauso bei der Blümel. War doch alles gut für mindestens die nächsten zehn Jahre, und wer weiß, was dann sein würde. Also kein Grund für irgendwelche Gedanken. Nur die Karin hatte immer und immer wieder fragen müssen, was er arbeitete und woher er sein Geld hatte. Ging sie doch gar nichts an. Lebte bei ihm, ließ sich von ihm durchfüttern, zahlte keine Miete, seit fünf Jahren schon, auch kein Wasser, keinen Strom, nichts, musste sich um nichts kümmern, aber immer fragen, fragen, fragen. Statt dass sie ihn einfach in Ruhe ließ und es genoss. Konnte sie nicht.

Wie ihm das wieder auf die Nerven gegangen war! Kein Wunder, dass er ausgerastet war. Auch weil sie schon wieder rumgenörgelt hatte, dass er zu viel Bier trinke. Tat er ja gar nicht. Ein entspanntes Seidla am Nachmittag oder zwei, da konnte doch niemand etwas sagen.

Eigentlich war ihm ja bloß die Hand ausgerutscht. Peng. Allerdings hatte er sie auch ganz gut getroffen, so wie sie wankte danach. Er wollte gar nicht daran denken. Das ließ sich doch alles wieder einrenken, oder?

Er sah in den Rückspiegel. Nein, es folgte ihm niemand, zumindest kam von hinten kein Blaulicht. Also muss er bezahlt haben. Nur – warum hatte der Kassierer so komisch geschaut? War irgendetwas mit ihm? Weil er nach Bier roch, vielleicht? Drei hatte er schon getrunken, oder waren es vier gewesen? Er fischte sich ein Pfefferminz aus der Jackentasche. Vielleicht war es das gewesen, wegen der Fahne.

Der Verkehr war ziemlich dicht. Wo wollten die nur alle hin? Rechts die Lkws, die sich auch immer noch gegenseitig überholten, über Kilometer manchmal, und links die Geschosse. Audis, BMWs, SUVs. Tonnenschwere Panzer, die mit hundertsechzig Stundenkilometern und mehr von hinten angebreitert kamen, den Dauerlinksblinker gesetzt. Die dich am liebsten von der Straße schieben, nein: katalapultieren würden, wenn du nicht augenblicklich die Spur räumtest. Er zerkaute das Pfefferminz. Schmeckte scheiße. Er hatte Durst.

Wo wollte er eigentlich hin? Er hatte kein Ziel, fuhr einfach nur so. Zum Vergessen. Um zu ... – er schob die Bilder weg. Hier war es ihm eindeutig zu voll, zu viel Verkehr. Bei der nächsten Ausfahrt setzte er den Blinker und verließ die Autobahn. »Trockau« stand dort, irgendwo in Franken.

Ja doch, er hatte bestimmt bezahlt gehabt. An so einer Autobahntankstelle hatte er auch einmal gearbeitet. Als Tankwart. War schon lange her. Jahre. Noch zu D-Mark-Zeiten. Aber war ein guter Job gewesen. Da hatten sie beim Geldverdienen immer ein wenig nachgeholfen, alle damals.

Dreihundert bis vierhundert Mark hatten sie neben Lohn und Trinkgeld zusätzlich erwirtschaftet. Täglich. Jeder. Durch »schleppendes« und »kalkuliertes« Herausgeben, wie sie es nannten. Die Leute waren ja so blöd.

Die Ausfahrt war eng, er musste stark abbremsen. Unten bog er nach rechts. Ja, auch damals waren die Autobahnen schon voll gewesen. Im Sommer. Jeder Tankwart, so war das organisiert, war verantwortlich für eine Insel mit je zwei Säulen, und jeder betankte so im Acht-Stunden-Schichtbetrieb häufig vier Autos gleichzeitig. Zwei links, zwei rechts, also zwei Super, zwei Normal. Und trotzdem stauten sich die Autos oft zurück und bis über die Ausfahrt hinaus auf die Standspur. Entsprechend schnell musste das Betanken gehen, denn diese Rückstaus waren gefährlich. Dafür hatten sie als Tankwarte einen »Galopper«, wie sie es nannten, eine Geldtasche zum Umhängen mit einem Fach für Scheine und vorne mit Zylindern aus Metall, in die man das Kleingeld füllte und per Tastendruck abgezählt unten herauslassen konnte. Busschaffner hatten diese Taschen früher gehabt, von daher waren sie ihm bekannt gewesen. Dieser Job war eine Goldgrube, für alle anderen Tankwartkollegen auch. Wenn man ein paar Kleinigkeiten beachtete. Aber er war nur deshalb eine Goldgrube gewesen, weil es eine Autobahntankstelle war. Denn erstens waren die Leute, die zum Tanken kamen, genervt, obwohl die meisten gerade aus dem Urlaub kamen – genervt vom Verkehr und der Warterei in der Schlange bis zur Zapfsäule –, zweitens hatten sie es anscheinend immer eilig, wollten schnell wieder weiterfahren, also weg und heim, und drittens waren sie, wenn sie dann einmal gefahren waren, weg und kamen nicht wieder. Denn auf der Autobahn geht es nur in eine Richtung. Da wendet

man nicht wegen fünf oder zehn Mark und fährt fünfzehn Kilometer zurück.

Warum raste er eigentlich so, hier auf der Landstraße? Er reduzierte das Tempo, schnaufte durch. Karin. Scheiß Streit. Lass mich lieber an die Tankstelle denken und an damals, an den Job, das war gerade so schön, die Erinnerung. Es hatte eine Grundregel gegeben: Von vier Autofahrern, deren Wagen man gleichzeitig betankte, durfte man nur einen »sonderbehandeln«, denn wenn du mit einem Ärger bekommen hättest, weil er etwas gemerkt hatte, wäre der zweite misstrauisch geworden, hätte noch einmal nachgezählt – und gemerkt, dass auch er beschissen worden war. Und dann wärst du dran gewesen. Dann hätte dir niemand geglaubt, dass das nur ein Versehen gewesen war, geschehen im Eifer des Gefechts und vor lauter Stress. Und das war auch noch wichtig: Wenn dich einer »erwischt« hatte oder zurückgekommen ist vom Parkplatz und behauptete, nicht genügend Wechselgeld herausbekommen zu haben, durfte man nie eine Diskussion anfangen. Denn Diskussionen ums Geld wurden immer schnell laut, und nichts machte die anderen Kunden misstrauischer und war schädlicher fürs Geschäft. Also hatte man sich in solch einer Situation freundlich zu entschuldigen, musste beschwichtigen und anstandslos das Geforderte herausgeben. Man musste den Reklamationen immer stattgeben, eiserne Regel.

Puh, das war jetzt aber knapp gewesen mit dem Traktor! Der war aber auch weit über die Mitte gekommen mit seinen dicken Reifen. Es polterte kurz unter den rechten Rädern, als er auswich, er geriet auf das Bankett. Bloß keinen Unfall jetzt, das fehlte noch. Ob Karin – nein, andere Gedanken! Vielleicht kam er irgendwo an einem Wirtshaus vorbei? Er hatte Durst. Bis dahin weiter mit der Tankstelle,

das lenkte gut ab. Was hieß das, »schleppend« oder »kalkuliert« herausgeben? Viererlei. Oder fünferlei. Es gab eine ganze Handvoll Möglichkeiten, mehr »Trinkgeld« von den Leuten zu bekommen, als diese je geben wollten – aber es gaben und es noch nicht einmal bemerkten. Und einem oftmals noch, weil man so freundlich war, Extratrinkgeld spendierten. Echtes.

So ging das: Hattest du einen, der für, sagen wir, dreiunddreißig Mark zwanzig tankte – damals bekamst du dafür vierzig Liter! – und mit einem Hunderter zahlte, dann gabst du ihm zunächst eins achtzig auf die fünfunddreißig, aber nicht zu schnell. Dann tatest du so, als wärest du beim Herausgeben schon bei der vierzig, und dann gabst du ihm fünfzig, und immer nur kleine Scheine, also Zwanziger oder Zehner, tatest so, als wärest du schon bei hundert und wartetest kurz ab. Die meisten waren dann schon zufrieden, steckten das Wechselgeld ein und zischten ab. Prinzip beim Herausgeben war: Mache nie »voll«, also gib nie bis zum nächsten Zehner und nie bis zum vollen Endbetrag. Merke das der Kunde nicht, hattest du auf einen Schlag fünfzehn Mark »verdient« – die fehlenden fünf auf die vierzig und die fehlenden zehn auf die hundert. Bemerkte der Kunde aber etwas oder zögerte zunächst einen Moment und schien nachzurechnen, dann gabst du ihm, wie selbstverständlich und ohne etwas dazu zu sagen, erst einmal die fehlenden fünf. Die meisten waren, weil verwirrt, dann zufrieden, und du hattest immerhin zehn Mark »verdient«. Diese Art des Rausgebens an Autobahntankstellen gibt es heute noch, erst kürzlich hatte er es wieder erlebt. Aber nicht mit mir, hatte er sich gedacht. Hatte der Tankwart vorhin das auch probiert? Nein, dann könnte er sich daran erinnern. Wieder der Blick in den Rückspiegel. Kein Blaulicht hinter ihm.

Die zweite Art war die: Du kanntest als Tankwart die Autos, du wusstest, wo der Tank war, und du wusstest, was die verschiedenen Modelle brauchten. Ob Super oder Normal. Kam nun einer, der Super benötigte, hattest du, noch bevor der Fahrer ausstieg, den Tankdeckel hinten geöffnet – es musste ja im Sinne aller sehr schnell gehen –, die Pistole hineingehalten und dem Fahrer zugerufen: »Normal, gell?« Worauf der natürlich sofort »Nein, stopp! Super! Der braucht doch Super« rief, du den Tankvorgang unterbrachst, dich entschuldigtest, die Pistole wieder zurück in die Säule hängtest und den Tankvorgang mit Super fortführtest. Der Clou dabei: Du hängtest die Pistole nicht wieder richtig ein, sondern nur halb, was den Effekt hatte, dass sich das Zählwerk der Säule bei der Entnahme der Pistole für den nächsten Tankvorgang nicht auf null zurückstellte, sondern ab dem stehen gebliebenen Betrag – den du aber dem Vorgänger schon in Rechnung gestellt hattest – weiterzählte. Diese fünf oder sechs Mark wurden also doppelt kassiert. Dein Gewinn.

Als Tankwart damals warst du auf Autobahntankstellen gesetzlich verpflichtet, Scheiben und Scheinwerfer zu reinigen und nach dem Ölstand zu fragen sowie diesen auf Wunsch auch zu kontrollieren. Reinigtest du die Scheiben – und die Scheiben waren damals übervoll von Insekten –, war dir ein kleines Trinkgeld ohnehin sicher, außerdem das Wohlwollen – und damit das Vertrauen – der Fahrer. Beste Voraussetzungen für das weitere Geschäft. Erstens. Und zweitens: Fragtest du nach dem Öl und wurdest aufgefordert nachzusehen, musstest du den Ölmesstab herausziehen, abwischen, zur Messung wieder hineinstecken, erneut herausziehen und den Ölstand ablesen. Stecktest du den Messstab aber nicht wieder ganz hinein, hatte der Motor

bei der Messung unweigerlich zu wenig Öl. Was eigentlich bei jeder Messung so war. Also verkaufstest du Öl. Wobei die meisten Fahrer – vor die Wahl gestellt und entsprechend über die Folgen beziehungsweise Risiken des minderwertigen Öls andeutungsweise aufgeklärt – sich für das hochwertigere Öl entschieden ... du ihnen aber das minderwertigste – und damit billigste – einfülltest. Und auch hier wieder kalkuliert, denn die Ölkännchen waren aus Alu, also undurchsichtig, und niemand kontrollierte, ob du tatsächlich einen halben oder einen ganzen Liter eingefüllt und dem Motor verabreicht hattest. Selbstverständlich gabst du dem Motor maximal einen Viertelliter, wenn überhaupt. So konntest du im Lauf eines Tages einen Liter billigsten Öls oft mehrmals für den Preis eines hochwertigen verkaufen – und bekamst auch noch Trinkgeld für deine Freundlichkeit, Zuvorkommenheit, Umsicht und Serviceleistung.

War das gerade ein Wirtshaus gewesen? Er hatte, tief in seinen Gedanken, nicht aufgepasst. Fuhr einfach nur wie automatisch durch Orte, die er nicht kannte. Wo war er überhaupt? Er wusste es nicht. Ja, im Rückspiegel konnte er es erkennen: Es war ein Wirtshaus gewesen. Mit Brauerei sogar. Bei der nächsten Gelegenheit würde er wenden. Der Durst.

Vor allem in den Ferienzeiten, auf ihrer Rückfahrt aus dem Urlaub, verfügten viele der Tankenden noch über Devisen. Lire, Dinare, Schillinge, französische Francs oder Schweizer Franken. Und fragten, ob sie damit bezahlen könnten. Was sie konnten – aber zu Umrechnungskursen, die hausgemacht waren, also extrem tankwartfreundlich. Was aber die wenigsten störte. Obskur wurde es dann, wenn beispielsweise ein Schwede aus dem Italienurlaub kam und mit Lira oder österreichischen Schillingen zu zah-

len begehrte. Dann berappte der locker das Doppelte. Und merkte es nicht einmal, weil ihm die Umrechnung über verschiedene Währungen hin viel zu kompliziert und er nur froh war, die wertlosen Scheine los zu sein.

Ein Audi überholte ihn, raste an ihm vorbei, verschwand vor ihm im Wald. Fuhr er denn so langsam? Dort vorne an dem Feldweg am Waldrand würde er wenden, um zurückzufahren zu dem Wirtshaus. Er musste vorsichtig sein, sich konzentrieren. Wenn er auffiel und sie ihn kontrollierten, wäre er seinen Lappen sicher los. Er bog in den Feldweg ein, wendete.

Apropos Lappen: Eherne Regel des kleinkriminellen Tankwartdaseins damals war es auch, zusammengeknüllte Scheine niemals zu öffnen – es konnten ja zwei sein oder sich noch ein anderer, kleinerer, darin verstecken; und: neue Scheine niemals zwischen den Fingern reiben, um zu überprüfen, ob es auch tatsächlich nur einer war. Das musste der Kunde schon selbst. Nicht selten waren es dann zwei, die aneinanderhafteten, in Einzelfällen sogar drei. Viel einfacher konnte man Geld nicht verdienen – so wie bei dem Porschefahrer damals früh um halb sieben, der es mit seiner Potenzpimprakete eilig hatte, zur IAA nach Frankfurt zu kommen. Bei dem druckfrischen Hunderter dieses Dildofahrers verbargen sich dahinter noch zwei weitere. Na ja, dem tat's nicht weh, hatte er sich damals gedacht. So wie dem Rentenamt die Renten vom Breunig und der Blümel nicht wehtaten.

Er bog auf den Parkplatz des Brauereigasthofes ein. Ziemlich viele Autos hier für einen Tag unter der Woche. Gutes Zeichen. Sobald sich das mit Karin wieder eingerenkt hatte, könnten sie wieder schöne Zeiten haben zusammen. Noch so viele Jahre. Beim Breunig hatte er ja schon alles

geregelt, und mit der Blümel würde er es ganz ähnlich tun. Musste nur noch ein paar Stücke entsorgen. War überhaupt kein Problem, beim Breunig war das auch alles glattgegangen, merkte kein Mensch was.

»Grüß Gott.« Ziemlich viele Gäste für nachmittags. Bestimmt fünfzehn Männer saßen verteilt über die vier Tische und sahen ihn an. Musterten ihn, als er eintrat. Ein Fremder. Ein paar nickten, er sah sich um. Fühlte sich, als wäre er in eine private Gesellschaft geraten.

»Soll ich mich ins Nebenzimmer setzen?«, fragte er den Wirt, den er, klein, alt und gebückt, erst auf den zweiten Blick hinterm Tresen entdeckt hatte.

»Wie viel seidern?«

»Ich bin allein.«

»No hoggsd di doh mid her«, deutete der Wirt auf den Tisch gleich links, direkt am Tresen.

»Darf ich?«

Die zwei am Tisch nickten.

»A Bier?«

Er nahm an der freien Stirnseite des Tisches Platz, sah sich im Wirtshaus um, bekam sein Bier. Drüben an den zwei Tischen kartelten sie, ab und zu schaute einer herüber, sonst war nichts. Er prostete den beiden an seinem Tisch zu und trank. Die beiden prosteten zurück, tranken ebenfalls. Lange geschah nichts. Das mit Karin würde schon wieder werden.

Der Mann an der Stirnseite ihm gegenüber erinnerte ihn ein wenig an Breunig. Die gleiche Glatze, das gleiche runde Gesicht, nur jünger. War eigentlich sehr kooperativ gewesen, der Alte. War einfach so gegangen plötzlich, während er auf dem Sofa saß. Danach war er ja erst auf die Idee gekommen. Der hier streckte gerade sein Bein aus und verzog sein Gesicht. Stöhnte leicht. Demonstrativ. Meinte ihn.

Sah ihn an, offene Aufforderung zu einem Gespräch. Jetzt musste er etwas sagen.

»Schmerzen?«

»Das kann man sagen, ja.« In seinen Wanderstiefeln bewegte er leicht den Fuß, stöhnte erneut.

»Verstaucht?« Was stellte er für eine blöde Frage. Warum stellte er überhaupt eine Frage, er wollte doch nur sein Bier, hatte Durst. Wollte überhaupt kein Gespräch.

»Nein, nein, ich habe nur eine Entzündung.«

»An der Ferse?« Ich bin ein Depp, dachte er sich, jetzt bin ich schon mitten in einem Gespräch. Anstatt einfach mal meine Klappe zu halten.

»Nein, an den Zehen.« Der Mann bewegte sie im Schuh.  
»Eher so hinter den Zehen.«

»Schon mal beim Arzt gewesen deshalb?« Vielleicht hatte der Mann ja Fußpilz, vielleicht Zucker, vielleicht sonstwas. Aber was ging ihn das an? Warum kann ich es nicht einfach lassen, tadelte er sich innerlich, fast ungehalten. Aber es gelingt mir nicht. Dafür gelang es jetzt dem anderen, denn der sagte eine ganze Weile nichts. Saß nur da mit seiner Breunig-Glatze und seinen hundert Indianer-, Freundschafts- oder Sonstwasbändern am kräftigen Handgelenk, streckte seinen Fuß aus, wischte sich mit der Hand kreisförmig über die Glatze und kratzte dann darauf herum, als ob sie schrundig wäre.

Er sah den zwei Tischen gegenüber beim Karteln zu, lenkte sich ab. Karin, da war sie wieder. Sie hatte getorkelt und war dann hingefallen. Er trank. Und nahm noch einen Schluck. Nicht an sie denken, denk an das Bier!

Das Getränk war frisch, dunkel-kupferfarben im Glas-krug, hopfenbitter bis an die Endränder der Zunge. Es fuhr einem in den Körper wie eine Infusion. Erfrischte und be-

törte, es gelüstete einem unweigerlich nach mehr. Erst sehr spät, nachdem man längst geschluckt hatte, drang von der Zungenmitte über den Gaumen, erst mild, dann immer intensiver, der Malzgeschmack durch. Was für eine herrliche Komposition. Schon war der Krug leer. Bauchiger Glaskrug, alte Form, so wie man sie nur noch in den alten Brauereigasthöfen fand. Beim *Dreßel* in Stappenbach zum Beispiel oder eben hier beim *Gradl* in Leups, so stand es auf dem Glaskrug. Eine in sich rundum harmonische Form, die längst nicht mehr hergestellt wurde. Weil es zu teuer war. Drei Arbeitsgänge bräuchte man für so einen Krug, hatte der Biersommelier Hofmann aus Pahres auf einer Veranstaltung einmal erzählt. Der hätte sich gern Glaskrüge dieser Form angeschafft für sein Bier, sein Hofmann hell, weil es die stilvollsten waren unter der Sonne. Hatte sich dann aber für eine modernere Form entschieden – entscheiden müssen –, für die man bei der Herstellung nur zwei Arbeitsgänge brauchte. Was günstiger war. Bauchiges Glas, außen zehnkant, innen rund, und hoch genug für viel Schaum. Er stellte seinen Glaskrug neben sich auf den Tresen, unter dem der Wirt gebückt stand und hantierte.

»Nu ahns?«

»Ja, noch eins.«

Warum tue ich das, schalt er sich innerlich, ich sollte kein weiteres trinken. Egal, Durst schlägt Vernunft, so ist das nun mal. Also trinke ich noch eins. Außerdem tut es mir gut. An den Tischen drüben wurde weiter gekartelt.

»Mid der Aldn.«

»Die wird gschbaldn.«

»Nah, niggs mid der Aldn, doh schbillmer ka Ruhf. Ihch schbill an Wenz.«

»Wenz – du?«

»Nah, kann Du, an gans normoln Wenz.«

»Wer kummd raus?«

»Massdms, wer frohchd.«

»Wenz, hossd gsachd? Also Assn ohder lassn.« Die Sprüche waren überall die gleichen. Die Karten knallten auf den Tisch. Anfang Januar, Montagnachmittag gegen drei in dem kleinen Ort Leups kurz hinter Pegnitz. Acht Männer an zwei Tischen spielten Schafkopf, hatten am helllichten Nachmittag Zeit und jeder ein Bier vor sich, je nachdem das zweite, dritte oder vierte, die Striche auf dem Bierfilz zeigten es an. Herrlich braun stand das Getränk in den Gläsern. Sein zweites Bier kam, und es tat ihm gut.

»Und eds hoddern vergeichd. Du bisder ja vielleicht a Debb. Wieso schdichsdn ah auf di Griehna nei? Lass doch lahm und schmeis dei Schelln wech. Ner wärsd dei Fehl losgawehn. Undin Under häddsd ahnu göhobd.« Das Oberfränkische klang schon ein wenig anders.

»Na ja, ihch hobb hald gemahnd, dass ... ja, wohra Scheiß, ihch hob hald ned aufgerbossd. Ner dsohlin hald, is doch woschd.«

»Aber so hodderdi gerscheid nausgagschberrd, der Schosch mid seiner lang'n Ahchl. Ohne Under kummsd doh nemmer nei.«

»Hosd ja rehchd. Wos griechdern?«

»Zammgaschmissn dobbld, zwahmoll galehchd, drai Bauern und verluhrn. Zwansich, fümferdreißich, sibzich, ahnsverdsich, zwahachdsich. Für an jehnd. Na ja, es drifft ja kann Arm'n.« Die Männer lachten, Kleingeld wechselte die Seiten und klapperte in den kleinen Plastikschüsseln, den Schüsslerli, dann wurde neu gemischt, abgehoben, ausgeteilt, und weiter ging es, auf ein Neues. Stundenlang hätte er zusehen können. Es tat ihm gut.

»Weißt du, ich habe mir das einmal ausgerechnet.« Wieder der vom anderen Ende des Tisches mit der Breunig-Glatze und den breiten Schultern. Auch wie der sprach erinnerte ihn an Breunig. So leicht gedehnt. Der dazwischen an der Längsseite mit seinem schwarzen Toupet, das auf seinem Kopf saß wie eine verrutschte Bademütze, hatte überhaupt noch nichts gesagt. Keinen Ton. Der ist nicht so dumm wie ich, dachte er, der hält sein Maul. Und duzen tut mich die Breunig-Glatze jetzt auch schon, dabei kennen wir uns gar nicht. Ich war noch nie hier und sitze auch erst mit dem zweiten Bier am Tisch. »Ich bin in meinem Leben schon dreimal um die ganze Welt gelaufen. Ganz außen herum.« Und dazu zeichnet er waagrecht einen Kreis in die Luft. Dreimal um die Welt? Der Breunig ging keinen Schritt mehr. Vier Teile hatte er aus jedem Bein gemacht.

»Ja, auf seine Füße muss man aufpassen.« Jetzt sagte das Toupet doch etwas. »Denn man hat bloß zwei, und ohne kannst du nicht gehen.«

Glatze achtete nicht darauf. »Wennst jeden Tag zehn Kilometer gehst, und die gehst du schon, so auf Arbeit und so, und ich sowieso«, und dazu zeigte er wie zum Beweis auf seinen Rucksack neben sich, als ob der etwas aussagte, »wo ich schon überall war auf der Welt! Jetzt bin ich schon fast fünfperfuchzig, und wennst jeden Tag zehn Kilometer gehst, kommst mindestens auf drei Mal um die Welt.« Er griff sein Glas, prostete ihm und dem Toupet zu und nahm einen Schluck. Das Toupet trank mit, aber konnte nicht mitprostern, sein Bier war schon wieder leer und das neue noch nicht fertig gezapft, der altkrumme Wirt hantierte noch. Soll ich der Glatze die Geschichte von meinen zwei Freunden erzählen, überlegte er, die von Franz' Fußpilz

und von Franz' Arzt, Dr. Schmidt? Zehn Jahre lang war der Franz wegen seines Pilzes zum Dr. Schmidt gegangen. Dass er ihn wegmacht. Aber er hat es nicht geschafft. Zäh, so ein Pilz. Und dann ist der Franz Motorrad gefahren drunten bei Pottenstein, da kam ein Bauer aus einer Seitenstraße, hat ihm die Vorfahrt genommen mit seinem Bulldog, und zack, war der Fuß ab. Und das Moped kaputt. Jetzt hat der Franz eine Prothese und gleich zweimal Glück: Er kriegt eine Rente, lebenslang und nicht knapp – und hat keinen Fußpilz mehr. Könnte ja irgendwie passen, die Geschichte, zu dem entzündeten Fuß und den Erdumrundungen, aber ich halt lieber mein Maul, dachte er sich. Aber bei dem »zack, Fuß ab« musste er an die Blümel denken. Weil das bei der so schlecht gegangen war. Ewig hatte er da rummachen müssen und drehen und biegen, bis der endlich ab war. Passte ja sonst nicht ins Kühlfach. Die Blümel war auch nicht von selbst gegangen wie der Breunig, die hatte sich ganz schön gewehrt. Nein, besser nicht daran denken, aber von der musste er noch die letzten Trümmer entsorgen. Gut, dass gerade der tief altersgebeugte Wirt, niedriger als der Tresen, hinter diesem hervorkam und ihm sein Bier brachte. Er stellte es wie blind vor ihn hin, denn so hoch bekam er seinen Kopf längst nicht mehr. Machte einen Strich auf den Filz. Er trank sofort, saugte das Bier auf wie ein Schwamm. Wie gut das tat. Wie groß sein Durst doch war, wie vertrocknet seine Kehle.

»Ach, mach mir auch noch eins, bitte«, bestellte der Breunig-Glatzige und reichte sein Glas hinüber. »Ist dann das Fünfte, mehr darf ich nicht, ich muss ja noch fahren.«

»Herzlich lachd di Dande«, kündigte drüben einer ein neues Spiel an, dann krachten wieder die Fäuste mit den Karten.

Die zwei am vierten Tisch drüben riefen »Zahln!«. Mühsam schlurft der Wirt erst mit dem Bier zur Glatze, dann hinüber zu den zweien.

»Wos hobdern gehabd?«

»Ihch vier und die Wöschd, und dann der«, und dazu deutete er mit dem Daumen auf seinen Nebenmann. Keine einzige Frau hier im Wirtshaus. Und nur ein paar Teile noch, dann wäre auch die Frau Blümel nicht mehr da.

Der Wirt, obwohl er sicher schon tausendmal den Preis für vier Bier verlangt und kassiert hatte, notierte in aller Ruhe Zahl für Zahl auf seinen Block und rechnete zusammen. Sechs an, eins gemerkt. Nach einer gewissen Zeit hatte er das Ergebnis. »Neunzeahsechzich.«

»Bassd so.« Der Gast schob einen Zwanzger hinüber. Der Wirt wollte wieder gehen.

»Hald, ned so schnell, edds komm erschd nu ihch.«

Der Wirt sah ihn an, bekam vor Krummheit den Kopf nicht hoch, hielt ihn schief. »Ach, du bisd ned mihd dabei? Deins hobbi edds mit neigarechnnd.«

Der andere lachte. »Nah, ihch zohld eggdsdra, bei mir werd des wos gressers.«

»Also zohld ihr sebberad?«

Die beiden nickten. »Scho.«

»Ihch hob germahnd, ihr zohld zamm. No mussis nummol rechner.« Der Wirt setzte auf den kleinen Zettel bedachtsam eine zweite Zahlenreihe neben die erste, langsam, Ziffer für Ziffer, rechnete zusammen. Zwei an, fünf gemerkt. »No senns blos fuchzeahzwansich. Wos grichsdn dann vo mir?«

»Gib mer zwaa widder, des bassd dann scho so.«

Der Wirt kramte zwei Euro aus seiner dick mit Scheinen und gefüllt einem Kilo Kleingeld gefüllten Geldtasche, leg-

te sie mit rachitisch verkrümmten Fingern auf den Tisch.

»Und eds du.«

»Ahns und ahn Schnidd.«

Die dritte Reihe auf dem kleinen Zettel.

»Die Wöschd.« Der Wirt schrieb, schaute auf.

»Dann kummd nu derzu: zwah Käsdn. Die nemmi dann mihd.«

»Leerguhd derbai?«

»Draußen im Auto, ja.« Der Wirt schrieb. Da ging die Tür auf, und ein neuer Gast kam herein. Klopfte reihum auf die Tische. »Servus.«

»Servus.« »Servus.« »Servus.« Man war sich bekannt. »Demnächst kahner foddfoarn«, warnte der Neue laut, und an alle gerichtet: »Di Bolizei is aufm Hof.« Er wusste, dass die meisten zu viel getrunken hatten.

»A zwanzger Fässla nimmi nu mihd«, machte der drüben seine Rechnung noch fertig. Der Wirt schrieb.

»Und nu a zehner Fässla.«

»Ahnu?« Der Wirt schrieb. Rechnete, als hätte er noch nie gerechnet. Die Zeit sickerte konzentriert durch den Raum, drüben wurden die Karten geklopft. Der Neue hatte sich an einen der Kartlertische gesetzt.

»Solo.« Am Tisch gegenüber ging es weiter. Kurzer Vierer, sechs Karten für jeden.

»Solo? Wofferahns?«

»Grün wie mei Hoahr.«

Irgendwann war der Wirt fertig. »Hunnerd Euro und zwansich Zend.« Das Geld wechselte seinen Besitzer.

Er rechnete im Kopf, lenkte sich ab: Zwei Kästen sind zwanzig, die Fässer sind dreißig Liter, dazu ein Seidla und ein Schnitt. Das sind einundfünzigeinhalb Liter – für nur einhundert Euro, die drei Bratwürste mit Kraut noch gar

nicht dabei. Unglaublich. Das Bier – dieses Bier! – müsste das Doppelte kosten. Und ist das Dreifache wert, eigentlich. Aber so ist das im Fränkischen. Man geht nicht aufs Maximum, man kalkuliert so, dass es passt. Mehr muss nicht. »Kummderüber mibm Wohng?«

»Mir schdenner scho hindn.«

»Gehd schoweil vor, ich kumm glei.« Der Wirt machte ihm noch sein Bier, das vierte, dem neuen Gast auch eins, dann schlurfte er langsam hinaus, den beiden anderen hinterher.

Glatze neben ihm hatte seit Längerem nichts mehr gesagt. Ob er kapiert hatte, dass er keine Lust hatte auf Konversation? Dass er nur in Ruhe sein Bier trinken wollte?

»Wem gehört der Hofer Golf draußen? F 26?« Zwei Polizisten standen plötzlich im Raum.

Er sah auf. »Des is meiner.« Es hatte keinen Sinn, das zu verleugnen.

»Wo waren Sie heute Mittag, so vor zwei, drei Stunden?«

»Daheim.«

»Hatten Sie Streit mit Ihrer Frau?«

»Mit Karin?«

»Ja, Karin Deubner.«

»Die is ned mei Frau.«

»Das ist mir egal. Hatten Sie Streit?«

»Ja.«

»Und haben Sie sie geschlagen?«

Warum hatte sie auch wieder so penetrant danach fragen müssen, woher sein Geld kam. Warum konnte sie die Sachen nicht einfach sein lassen, wie sie waren? Warum wollte sie immer alles wissen? Breunig-Glatze sah ihn eigenartig an. Als ob ihn der Breunig selbst ansah. Diese Augen! Ein eigenartiges Gefühl stieg in ihm hoch.

»Ja, ich hab ihr eine geschmiert, warum?«

»Der Nachbar hat uns geholt, sie hatte um Hilfe gerufen.«

»Ja, und?« Karin wird doch keinen Blödsinn gemacht haben?

»Frau Karin Deubner ist tot. Gewalteinwirkung. Wir müssen Sie bitten, mitzukommen.«

Er nahm sein Bier, setzte es an und trank es in einem Zug leer. Wischte sich den Mund ab, sah sich um. Manchmal müsste man einfach so gehen können wie der alte Breunig damals, dachte er sich. Geht aber nicht, hat man nicht in der Hand.

Oder doch?

Er sprang auf, stieß den einen Polizisten zur Seite, stürmte zur Tür. Der Gestoßene, überrascht, torkelte, stürzte auf einen der Tische, riss Gläser mit, fiel in die Scherben. Krachend schlug hinter dem Flüchtenden die Tür ins Schloss.

»Stehen bleiben!« Der zweite Polizist stürmte hinterher. Erneut schlug die Tür. Poltern auf dem Gang, dann das dumpfe Geräusch eines Schlages. Das eines zweiten. Flüchtende Schritte.

»Stehen bleiben!« Eher gepresst als gerufen.

Dann krachte ein Schuss ...

# Die Nacht

»Hingerotzt, ausgespuckt in Leere, war das Krampfen um Bruchstücke der Versuch einer ersten Ordnung.« Warum nur fiel ihm das gerade jetzt ein? Der Satz war der erste eines viele Seiten dicken Manuskriptes, das ihm ein Freund vor Jahren einmal zum Lesen gegeben hatte. Ihn damit drangsaliiert hatte. Paul. »Hast du es schon gelesen?« »Hast du es jetzt schon gelesen?« »Lies doch wenigstens einmal den Anfang!« Fast täglich hatte Paul ihn angerufen, bedrängt und genervt. Er hatte es über Monate gelesen, nur diesen ersten Satz, dann konnte er nicht weiter. Der Satz aber hatte sich irgendwie in seinem Kopf verfangen. Festgesetzt. War drin und wollte nicht mehr raus.

Der Kopf platzte ihm gleich. Er traute sich kaum, sich zu bewegen. Dass einem der Schädel so wehtun konnte.

Paul war längst gestorben. Totgesoffen. Beziehungsweise vollgesoffen und totgefahren. Sie hatten die ganze Nacht gezecht damals, wieder einmal. Waren vom *König Ludwig*, wo sie anfangs noch gekickert hatten, nach dem zweiten oder dritten Seidla hinübergezogen in Kurts *Waldlust* auf weitere zwei oder drei, das weiß man doch hinterher nicht mehr so genau, und als der Kurt zumachte, auf noch mal ein oder zwei Bier ins *Antons* und danach in die *Bar Ella*, das einzige Loch in diesem gottverlassenen Nest, das bis früh um sechs, manchmal bis sieben offen hatte. Er hatte da schon längst doppelt gesehen und Paul stützen müssen, der schon nicht mehr gehen konnte. Weil er zwischendurch

immer noch nen Schnaps gebraucht hatte. Zum Verdauen, wie er immer sagte. Der Lizzy in der *Bella*, wie sie die *Bar Ella* nannten, war das wurst. Warum die Kneipe nicht *Bar Lizzy* hieß, sondern *Bar Ella*? Keine Ahnung, hieß halt so. Fragte auch nie jemand nach. »Solange ihr mir hier nicht übern Tresen kotzt, könnt ihr saufen, so viel ihr wollt«, sagte die Lizzy nur immer. War ne faire Grundeinstellung, aber war ja auch ihr Einkommen, sie lebte von jedem Schluck. Entsprechend zerstörte Gestalten lungerten bei ihr immer herum, das machte auch den Reiz des *Bella* aus. Alles, was durch den Rost gefallen war in diesem Nest, traf man dort an, am besten zwischen vier und sechs. Früh. Zahnlose, lallende Kerle mit fettigem Haar, die sich eine nach der anderen ins Gesicht steckten und Reden schwangen, die keiner hören wollte, und wenn, dann kaum verstand. Reden, deren Inhalt fast immer gleich war: Das Leben kann mich mal! Ich bin der Größte, schau mich nur an! Wem ich schon alles eine in die Waffel gehauen hab! Und mich kriegt keiner klein! Großsprecher waren das allesamt, vom Kunstmaler bis zum gescheiterten Malergesellen, vom sitzen gelassenen Ehemann bis zum Schlachthofarbeiter. Alle entweder depri oder voll drauf. Aber nie gab es richtigen Zoff, dass die Fäuste flogen. Wenn's irgendwann handfest zu werden drohte, griff die Lizzy schon ein. Aber wie! Und dann parierten die. Nur wenn die Halbstarken vom Land da waren, aus den umliegenden Dörfern, »Stadtluft schnuppern«, und meinten, hier einen auf starken Mann machen zu müssen, da ging schon mal ein Stuhl zu Bruch oder ein paar Gläser, und es wurde laut. Aber nur kurz, die Lizzy. Danach war's dann immer ganz andächtig in dem Loch, so ne eigenartige Ruhe. Oder es wurde gelacht, sich in die Seite geboxt oder sich auf die Schenkel geklopft und weitergesoffen. »Lizzy, nuahns.«

Er atmete flach. Nur nicht bewegen. Noch nicht. Lieber noch ein bisschen liegen, die Gedanken erzählen lassen, das tat nicht so weh. Und die Augen geschlossen halten, den Schmerz des Lichtes vermeiden. Oder hinauszögern.

Richtig Rabatz hat's im *Bella* nur gegeben, wenn Frauen da waren, und ab und zu kamen auch welche rein. Junge fast nie, außer sie hatten nen Typen dabei, der ihnen »die Welt« zeigen wollte und verliebt war bis hinter die Ohren. Angeben wollte vor der Angebeteten. Die das dann hoffentlich kapierte und nie wieder mit ihm ausging. Nein, die, die hier reinkamen, waren meistens Traurige oder Frustrierte so um die vierzig. Die daheim Ärger hatten oder rausgeflogen waren. Zoff mit dem Alten, weil der fremdging oder so. Sie beleidigte, anbrüllte, schlug. Die heulten dann immer rum, rotzbesoffen meistens, weil sie nichts vertrugen. Verschmierte Augen und oft ziemlich zerzaust. Denen rückten die Besoffenen hier dann oft auf die Pelle, dachten, sie könnten sie trösten und sich dann krallen, sie rumkriegen. Als Belohnung oder so. Hat aber nur selten geklappt, dazu mussten die Mädels dann schon richtig am Ende sein. Na ja, und »solche« waren noch da ab und zu, Professionelle. Von drüben aus dem Haus Vanilla. Wenn nichts los war oder zu viel los gewesen. Die hatten Haare auf den Zähnen und dick Farbe drumherum. Dufteten süßlich und klapperten mit den Wimpern, machten die Mannsbilder an. Die immer wieder darauf reinfielen, reihenweise, aber die nahmen sie nur aus. Spielten mit ihnen, waren viel stärker als sie, hatten das Spiel kapiert. Auch er war schon einmal darauf hereingefallen.

Oh, dröhnte ihm der Schädel.

...

»Hingerotzt, ausgespuckt in Leere, war das Krampfen um Bruchstücke der Versuch einer ersten Ordnung.« Wa-

rum ging ihm das nur durch den Kopf? Weil's stimmt, dachte er sich. Weil er sich genauso fühlte. Scheißnacht gestern im *Bella*, und erst um halb acht daheim. Oder war's später? Keine Ahnung. Und jetzt ist es ...? Nein, er machte die Augen noch nicht auf. Erst mal überlegen, was gestern alles war ...

Das mit Paul musste er erst noch zu Ende denken. Also der Paul ... deswegen war er ja so beieinander. Auf jeden Fall ist dieser Depp dann damals irgendwann raus, ohne etwas zu sagen, und kam nicht wieder. Gestern vor einem Jahr war das gewesen. »Der hockt wahrscheinlich irgendwo draußen ums Eck und ist eingeschlafen«, witzelten die anderen und sofften weiter, aber nachgeschaut hat keiner. Er auch nicht, er hatte sich ja nichts dabei gedacht. Deshalb hatte er gestern so ... nen Moralischen. Paul hatte damals, das erfuhren sie aber erst am nächsten Tag, sein Auto genommen und war heimgefahren. »Geh'n kanni nimmer und steh'n auch net, aber sitz'n geht noch«, hat er immer gesagt, wenn er voll war. Trottel. Ist nie daheim angekommen in der Nacht, besser an dem Morgen, es war ja schon hell. Hat sich mit seinem Wagen um einen Baum gewickelt. Wie Albert Camus damals im Januar sechzig. Der hat ja auch geschrieben, so wie Paul.

Oh ja, dem Paul hätte es gefallen, wie er sich gestern weg gemacht hat. Konnte nicht mehr geradeaus schauen ... aber was ... keine Ahnung, Filmriss. Oder doch, irgendwas war mit so ner ... mit der mit den verschmierten Augen ...

Die Kirchturmuhre draußen schlug gerade halb. Zwei Schläge. Aber welches Halb? Elf, eins, drei, oder gar später? Hell war es auf jeden Fall jenseits der Lider, das nahm er ganz deutlich wahr. Rötlich.

»Hingerotzt, ausgespuckt in Leere ...« Irgendwas roch hier komisch. Abgestanden. Oder sauer. Auf jeden Fall

ungut. Waren das seine Klamotten? Hatte er sich so vollgeschüttet gestern? Er schnüffelte, ohne sich zu bewegen. War es das Bett? Die Zudecke? Die Bettwäsche hatte er schon seit Wochen nicht mehr gewechselt, einfach zu faul. Wahrscheinlich roch die so. Vollgeschwitzt und verkniest.

Seine Hände taten ihm weh, sein Gesicht brannte und ... aah ... die Seite stach, als er sich räusperte.

»... war das Krampfen um Bruchstücke ...« Dieser Beginn von Pauls Geschichte hatte ihn immer wieder so tief ins Mark getroffen, dass er nicht weiterlesen konnte. Weil er sich selbst darin sah. Sich und sein jämmerliches Saufen. Und weil das nicht sein durfte, er das verdrängte, es nicht sehen, nicht wahrhaben wollte. Erst als er sich das dann irgendwann einmal eingestand, in einer starken Minute, hatte er sich die Geschichte hergenommen und gelesen. Und dann war es gar keine Psychogeschichte gewesen, kein Wühlen in charakterlichen Tiefen, sondern nur ein kurzer Krimi.

Doch gestern Abend ... ja, da war diese Frau. Diese Blonde. Mit der riesigen Oberweite. Hatte ihn richtiggehend angemacht. Ihm Augen gemacht und mit ihm geplaudert, ja. Erst mal. Sie hatten geturtelt, getrunken, sich angekuckt.

Er hatte ihr von Paul erzählt und dass er deshalb soff. Heute. War n bisschen theatralisch gewesen, stimmt schon, aber sie war drauf angesprungen. Hatte ihn getröstet. Ihn in die Arme genommen, und die anderen hatten nur geschaut. Er hatte es genossen und auch nicht. Sie hatte ihn angezogen und abgestoßen zugleich, und er wusste nicht, was es war. Zwischendurch war es ihm peinlich gewesen, aber konnte sich nicht lösen, es war schon zu spät. So hatten sie getrunken ...

Er wollte gar nichts von ihr, auch nichts mit ihr, also nichts Richtiges. Aber sie einmal auspacken und anpacken und einmal so richtig ... wohin einen die Geilheit nur immer treibt oder die Lüsternheit. Aber ihr ging es anscheinend genauso. Eine Nacht, mehr wollte er nicht. Nie. Und sie auch nicht ... oder doch?

Irgendwann war er mal pinkeln gegangen, und als er zurückkam, stand sie auf dem Gang. Zog ihn an sich heran. Küsste ihn, fasste ihm unters Hemd ...

Brigitte hatte sie geheißten. »Ich bin die Brischild«, hatte sie gesagt. Aber wie weiter? Hatte er nicht gefragt, sich schlicht nicht getraut. Und dann? Hatten sie wieder getrunken ... ja, und zwischendurch waren sie auch rausgegangen und hatten einen durchgezogen, hinten auf dem Hof. Kam hier öfter mal vor. Sie hatte was dabeigehabt, ziemlich guter Stoff. Mann, hatte der reingeknallt. Aber dann?

»... der krampfhaftige Versuch einer ersten Ordnung.« Manchmal hat er Dinge schon toll sagen können, der Paul. Hingerotzt. Genau so fühlte er sich. Verklebt, verschwitzt, zerschlagen. Ja, auch wie »ausgespuckt in Leere«. Sollte er vielleicht noch einmal lesen, das Manuskript. Hatte er das überhaupt noch? Zurückgegeben hatte er es auf jeden Fall nicht, denn als Paul sich um den Baum gewickelt und den Abgang gemacht hatte, hatte es noch auf dem Tisch gelegen. Aber dann?

Was war das bloß, was hier so roch? Ach, klar – der Eimer! War er also doch noch nicht ganz weggetreten gewesen gestern. Den Kotzeimer stellte er, wenn er richtig rotzvoll war, immer unten neben dem Fußende ans Bett. Speien ging fast im Schlaf. Und gleich weiterschlafen. Wenn er, trotz Filmriss, das noch hingekriegt hatte, konnte es nicht so schlimm gewesen sein. War ohnehin seine Stärke,

er machte selten Blödsinn. Aber das mit der Frau? Nichts, absolut nichts tauchte in seinem Kopf auf. War es vielleicht sie, die so roch, und gar nicht der Eimer? Er lauschte. Kein fremdes, kein zweites Atmen neben seinem. Gott sei Dank. Muss ein teuflischer Stoff gewesen sein, den sie geraucht hatten. Aah, warum tat ihm bloß seine Seite so weh ... und die Hände. Er bewegte leicht die Finger. Sie brannten. Auch das Gesicht. Vorsichtig versuchte er, eine Grimasse zu machen. Brennen. Nein, noch nicht die Augen aufmachen, noch nicht, nur noch ein bisschen liegen bleiben.

»Hingerotzt, ausgespuckt in Leere ...« Er hasste sich selbst, wenn er so erwachte, viel zu oft. Wie jetzt. Wenn er bis nachmittags brauchte, um wieder halbwegs klar zu sein. Oder ein Bier, einen Whiskey, einen Zwetschgen, was halt gerade da war. Jedes Mal schwor er sich: Heute trinke ich nichts! Nie mehr trinke ich etwas, auf jeden Fall nie mehr so viel! Bis der Durst kam, oft schon am Nachmittag, spätestens abends. Er verachtete sich dafür. Aber dann tat der Alkohol doch wieder so gut, mit ihm konnte er alles wegschieben. »Hingerotzt ...« Allein beim Anblick dieser Worte kam ihm das alles immer hoch, stand vor ihm, bedrängte ihn. Hatte Paul ja nicht wissen können, als er ihm den Text gab. Wo war der jetzt nur, also der Text? Wo Paul war, wusste kein Mensch, der war weg. Im Himmel? In der Hölle? Weiß der Himmel. Und die Frau, »Brischidd«? Vielleicht doch ...?

Er tastete in den Zwischenraum zur Wand hinüber. Nein, nichts, kein Körper, nur ein Bündel irgendwas. Wahrscheinlich seine Klamotten. Aber was er dort fühlte, klebte.

Klebrig. Warum? Seine Klamotten? Doch nicht in seinem Bett! Wenn er sich abends vollgesaut hatte, schmiss er sie im Bad in die Ecke, um sie dann in die Maschine zu stopfen

irgendwann. War er denn so voll gewesen, dass er nicht einmal mehr das geschafft und die Kleidung ins Bett geschmissen hatte? Hinten an die Wand?

Aber der Geruch, das Saure. Er würde aufstehen müssen und das Fenster öffnen, das war ja kaum zu ertragen.

Der ganze Leib tat ihm weh. Und dann der Durst. Der Brand. Sein Mund war trocken, die Zunge klebte am Gaumen, und er roch sicher nicht gut, aus dem Mund. Ekelhaft. Er drückte Atemluft aus dem offenen Mund und sog den warmen Hauch durch die Nase ein. Ein bisschen wie Gully. Er sollte sich die Zähne putzen, Wasser ins Gesicht schmeißen ... doch dazu musste er aufstehen, am besten gleich.

Nur noch einen kleinen Moment liegen bleiben. Seine Klamotten fielen ihm wieder ein, die neben ihm lagen. Langsam drehte er den Kopf und öffnete die Augen einen Spalt. Sah im Zwielflicht seinen Pullover. Ziemlich verdreckt, irgendwie dunkel oder schwarz gefleckt. Er tastete hinüber. Himmel, war das seine Hand? Die Knöchel waren aufgeschlagen, blutig verschorft und schmerzten.

Die Flecken am Pullover waren klebrig.

Blut? Er überwand den Schmerz, rieb den Stoff zwischen den Fingern, roch daran.

Eisen irgendwie. Also Blut, eindeutig Blut. Hatte er sich verletzt in der Nacht? Er konnte sich an nichts erinnern. Versuchte seinen Körper zu erspüren, im Geist abzutasten, bewegte sich leicht. Alles tat weh.

Täuschte er sich? Er schnupperte noch einmal. Testete vorsichtig mit der Zungenspitze. Seine Lippe musste aufgeplatzt sein, so wie sie spannte.

Blut. Eindeutig, kein Zweifel.

Er wollte sich hochmachen ... aah, schon sank er wieder zurück. Überall Schmerzen. Hatte es ihn mit dem Rad ge-

schmissen auf dem Heimweg? Keine Erinnerung. Aber woher sollten die Schmerzen sonst kommen.

Unter Stöhnen setzte er sich auf, langsam, Zentimeter für Zentimeter. Und sah die Bescherung: die Hände offen, die Knie zerschlagen und blutig, die Hose – er hatte sie nicht einmal mehr ausgezogen – zerrissen. Und noch eine Bescherung: Er hatte neben den Eimer gekotzt! Auf den Teppichboden. Verdammte Hacke, der Tag fing ja schon gut an. Und das müsste er jetzt alles sauber machen. Es hob ihn, schon allein bei dem Gedanken. Aber danach würde er sofort rausgehen und irgendwo frühstücken, ein Bier für den Magen, Kaffee. Er sah an sich herunter, tastete sein Gesicht ab. Er musste fürchterlich aussehen.

Er erhob sich ächzend, zog sich mit spitzen Fingern die Hose aus, griff den Pullover und die Jacke, die er hinten ins Bett geschmissen hatte, und stopfte alles in die Maschine. Öffnete das Fenster.

Das Telefon klingelte drüben in der Küche. Ach was, Küche. Es lag irgendwo in der Kochnische zwischen altem Geschirr. Rrrrrr. Rrrrrr. Grauenhaftes Geräusch. Wer ruft denn jetzt schon an, so früh am Tag. Oder war es doch schon nachmittags? Es klingelte und klingelte, nach dem siebten oder achten Mal schaltete sich endlich der AB ein. »Hallo, Lucki, na, schon wach? Ruf mich mal an. Es ist dringend. Lizzy.«

Lizzy? Warum rief die hier an? Hatte sie ja noch nie gemacht. Woher hatte sie überhaupt seine Nummer? Im Telefonbuch stand sie nicht. Vielleicht von einem der anderen? Und warum klang sie so aufgeregt?

Er musste herauskriegen, was gestern war. Sollte er Lizzy zurückrufen im *Bella*? Oder erst mal einen von den anderen anrufen? Den Hermann, den, Lutz, den Henry? Wer war

noch im *Bella* gewesen? Sven noch, dieser Blonde, dann Marco, der dunkle Dicke; sonst noch einer? Er konnte sich nicht erinnern. »... war das Krampfen um Bruchstücke der Versuch einer ersten Ordnung.« Ob er das Manuskript noch irgendwo hatte? Wahrscheinlich in einem der vielen Stapel überall.

Endlich traute er sich vor den Spiegel. Das Kinn war aufgeschürft, die Backe links auch, und geschwollen. Er musste aufs Gesicht gefallen sein. Vorsichtig wusch er sich ab, das Gesicht, die Hände, die Knie – und, aah, er war wohl mit der Seite auf den Lenker gefallen, so wie das wehtat. Wenn da mal nicht eine Rippe gebrochen war.

Ja, einen von denen würde er anrufen. Wo war überhaupt sein Handy? Er sah sich um. Es lag nicht auf dem Tisch, nicht auf der Ablage im Gang ... Er holte die Klamotten wieder aus der Maschine, durchsuchte die Taschen. Sah im Bett nach, auch hinten in der Ritze. Nichts. Was für eine Scheiße war das denn! Hatte er das Handy verloren? Oder im *Bella* liegen gelassen? Das machte Sinn, deshalb hatte Lizzy auch seine Nummer, die war ja eingespeichert. Er nahm das Telefon, wählte seine Mobilnummer.

Das Freizeichen tutete, das Klingeln des Handys hörte er nicht. Hatte er es auf lautlos gestellt? Nein, machte er eigentlich nie. Gerade als er auflegen wollte, klickte es.

»Hallo?« Eine Männerstimme.

Er war verduzt. »Äh ... ja, hallo. Sie haben mein Handy ...?«

»Wenn Sie Herr Ehler sind, ja.«

Er wusste nicht, was er sagen sollte. »Äh, ja, ich habe es wohl gestern verloren.«

»Ja, und wir haben es gefunden.« Das klang irgendwie bedeutungsschwanger.

»Das ist schön, Gott sei Dank, dass Sie es gefunden haben. Sagen Sie, ich würde es gerne bei Ihnen abholen. Wenn Sie mir sagen, wo ich hinmuss?«

Ein kurzes Schweigen in der Leitung, dann räusperte sich das Gegenüber. »Wir werden es Ihnen vorbeibringen.«

»Wie ...?« Wir? Es fiel ihm erst jetzt auf: Der hatte vorher schon »wir« gesagt.

»Wir werden es Ihnen vorbeibringen, wir wissen ja, wo Sie wohnen.« Das Gespräch war weg.

Was war denn das für eine komische Nummer? Er wählte erneut sein Handy an. Statt eines Klingelns flötete eine Ansage »The number you have called is temporarily not available«. Er legte wieder auf.

Ihm war das jetzt alles zu viel. Er hatte keine Lust, sich aufzuregen, riss sich zusammen und ging rüber, setzte sich in die Küche. Scheißfilmriss. Seine Gedanken drehten sich. Er musste es sich eingestehen: Ganz langsam kroch in ihm etwas hoch. Eine ganz tiefe Verunsicherung. Etwas Unheimliches. Fast Angst. Es muss das Dope gewesen sein.

Er sah zum Fenster hinunter, vorsichtig aus der Tiefe der Küche. Unten war alles normal. Sollte er sich ein Bier aufmachen? Das würde ihn beruhigen. Nein, nicht jetzt. Noch nicht. Er quälte sich an den Kühlschrank und öffnete sich ein Bier. Tat der Kehle gut und löschte den Brand. Er nahm einen Willi und machte sich ein zweites Bier auf. Saß nur da und glotzte. Wie sollte er denn die anderen anrufen, wenn er kein Handy hatte? Alle seine Nummern waren da drin, er hatte sonst kein Telefonverzeichnis. Was für eine Scheiße. Er stopfte die Klamotten wieder in die Maschine, schaltete sie ein, ging pinkeln. Hatte er Brischidd etwas angetan? Wo? Warum? Und wenn – hatte ihn jemand gesehen? Die Fragen machten ihn langsam verrückt, kreisten in seinem

Schädel. Dagegen half nur Bier. Draußen wurde es schon wieder dämmerig. Mann, hatte er lang geschlafen.

Er wählte die Nummer des *Bella*. Hatte er sich irgendwann mal gemerkt, weil's dreimal die Dreiundsechzig war.

»Ja?«

»Lizzy?«

»Ja?«

»Ich bin's, Lucki. Du hast angerufen?«

Lizzy schwieg einen Moment, wie um Luft zu holen, dann platzte es aus ihr heraus: »Weißt du was? Du bist ein riesiges, riesiges Arschloch!«

Er wusste nicht, was er sagen sollte. »Aber Lizzy, ich weiß doch gar nicht ... was ist denn los ... was meinst du denn ... was ist denn passiert?«

Lizzy schien fassungslos. »Du weißt nicht, was du gemacht hast?«

»Nein.«

»Brunsblödes Deppenarschloch!«, kotzte sie angewidert aus sich heraus. »Du hast den Marco umgebracht!«

Es zog ihm die Beine weg. »Marco?« Er musste sich setzen.

»Den Marco, ja.«

»Ich .... ich ... ich hab überhaupt keine Ahnung ... Was hab ich?«

»D - u h - a - s - t d - e - n M - a - r - c - o u - m - g - e - b - r - a - c - h - t !!«

Schweigen in der Leitung, Schweigen bei ihm, nur das Atmen. Dann, irgendwann, sagte er leise: »Ich weiß überhaupt nichts mehr.«

»Du weißt überhaupt nichts mehr?«

»Nein.« Kleinlaut war das gekommen.

»Also weißte, ihr, diese Blonde, diese Brischidd, und du,

ihr habt hier drin miteinander rumgemacht, das war nicht mehr zum Mitansehen. Schamlos und obszön, dabei bin ich einiges gewohnt. So arg, dass es selbst die anderen nicht mehr ausgehalten haben. Der Marco ist dann zu dir und hat gesagt, ihr sollt endlich nach Hause gehen, daheim könntet ihr pempeln, wie ihr wollt, da bist du auf ihn los. Wie ein Stier. Hast ihm voll ins Gesicht geschlagen. Da bin ich dazwischen und hab euch rausgeschmissen, Marco und dich. Ihr habt ja nicht aufgehört, wart beide hackedicht. Über die Straße seid ihr rüber und habt euch geprügelt, aber dann war Ruhe. Wir haben gedacht, ihr seid zur Vernunft gekommen und endlich heim, wart doch Freunde eigentlich. Und deine Brischidd hat hier rumgeheult. Heute früh kam hier die Schmiere rein, wie ich putze, und zeigt mir ein Bild von Marco, alles voller Blut. Drüben auf der Baustelle haben sie ihn gefunden. Bauarbeiter, am Morgen. Da hat er noch gelebt, sie haben gleich den Sanka geholt. Aber vor einer Stunde ist er gestorben, in der Klinik. Du hast ihn zusammengeschlagen und ihn dann einfach liegen gelassen, du Arschloch. Bist einfach abgehauen.«

Er wusste nichts, konnte sich an nichts erinnern. Scheißsauferei, Scheißdope. Jetzt machten auch die aufgeschlagenen Handknöchel Sinn.

»Tot?«

»Ja, tot.«

»Scheiße.«

»Du blödes, blödes Arschloch.«

Sie schnaufte und legte auf. Nein, knallte den Hörer auf die Gabel.

Ihm zitterten die Knie. Was hatte er getan? Am besten, ich nehm mir gleich einen Anwalt, dachte er sich. Da klingelte es an der Tür. Unwillkürlich duckte er sich, zuckte zu-

sammen. Sind sie schon da? Vorsichtig spähte er aus dem Fenster, aus dem Dunkel des Hintergrunds. Und zuckte sofort wieder zurück. Sein Herz schlug bis zum Hals, schlagartig. Dort unten stand ein Streifenwagen.

Es klingelte wieder.

Nein, er würde nicht öffnen. Er war nicht daheim!

»Herr Ehler? Bitte öffnen Sie!«

Nein, er war nicht daheim!

Es klingelte erneut, dazu wurde an die Tür gepocht.

»Herr Ehler? Bitte machen Sie auf, Polizei.«

Wie sollte er denn aufmachen können, er war ja nicht daheim.

»Herr Ehler, bitte machen Sie auf, wir müssen Ihnen ein paar Fragen stellen.«

Er blieb mucksmäuschenstill sitzen. Hoffte, dass sich draußen die Schritte entfernten. Taten sie aber nicht.

»Herr Ehler, wir wissen, dass Sie daheim sind, wir haben vorhin miteinander telefoniert.«

Ach, der war das also gewesen. Komisches Spielchen.

»Herr Ehler, wir geben Ihnen fünf Minuten. Wir warten unten auf Sie. Wir haben nur ein paar Fragen. Und Ihr Handy, das Sie gestern verloren haben. Kommen Sie nicht, kommen wir in fünf Minuten wieder, aber dann treten wir die Türe ein, wenn Sie nicht öffnen, versprochen. Und dann wird's unlustig. Also kommen Sie am besten runter, damit wir reden können.« Endlich entfernten sich die Schritte.

Er ging zum Kühlschrank, machte sich noch ein Bier auf, nahm einen Schluck von dem Zwetschgen, direkt aus der Flasche, spülte mit Bier nach, zündete sich eine an. Kein Licht, keine Musik, nichts. Nahm noch einen Schluck aus der Flasche, einen tiefen. Leerte das Bier in einem Zug, nahm sich noch eins. Noch einen Schluck Zwetschgen ...

»... war das Krampfen um Bruchstücke ...«

Jetzt wusste er, was gestern Abend gewesen war – und wusste es nicht. Null Erinnerung.

»... der Versuch einer ersten Ordnung ...« Da fiel es ihm wieder ein: Der Krimi von Paul war genauso gewesen. Ein Säufer wacht früh auf und weiß nichts mehr, keinen Dunst mehr von der Nacht zuvor, in der er einen totgeschlagen hatte.

Er lachte bitter auf. »... der Versuch einer ersten Ordnung ...« Nichts war mehr in Ordnung, plötzlich. Nichts würde je mehr in Ordnung sein.

## Einmal nur noch fliegen

»*Ich wäre so gerne noch einmal geflogen.*« Kommissar Eichenbrett sah auf den Zettel und dann seinen Assistenten Knechtel fragend an. »Weißt du, was das bedeutet?«

Knechtel nahm das Stück Papier, las, gab es Eichenbrett zurück. »Nein, keine Ahnung.«

Die beiden Ermittler hielten sich vorerst im Hintergrund, der Gerichtsmediziner und zwei von der Spurensicherung machten noch ihre Arbeit. Pinselten, nahmen Abstriche und Proben, maßen Temperaturen, fotografierten, machten Notizen.

»Und – natürlicher Tod?«

Der Gerichtsmediziner hob bei der Leiche ein Augenlid an, leuchtete hinein, tat das Gleiche beim anderen Auge und zuckte mit den Schultern. »Schwer zu sagen. Ich werde ihn erst aufmachen müssen. Allerdings ...«

Der Nachbar Zehnagel war es gewesen, der die Polizei gerufen hatte. Er war am Vormittag noch hier beim Siebzehn gewesen, sie hatten Kaffee getrunken, auf dem Balkon eine geraucht und sich einfach so unterhalten. Gschmarri halt, Fußball, Wetter, die Baustelle unten und so. Zehnagel als Hartzter hatte ja immer Zeit, aber auch Siebzehn, seit der so krank war. Gewesen war, genauer gesagt. Dem wäre es manchmal viel lieber gewesen, er hätte keine Zeit, denn keine Zeit zu haben, also etwas zu tun, das lenkte ab. Wenn man aber Zeit hatte, dachte man nur über alles nach, ob man wollte oder nicht. Und das hatte dem Siebzehn so

gar keinen Spaß mehr gemacht, denn dem hatte der Tod ja schon auf der Schulter gesessen. Drei Monate noch, hatten die Ärzte gesagt, mit seinem Bauchspeicheldrüsenkrebs. Was soll man denn da noch denken, wenn man nur rumsitzt und Zeit hat? Und deswegen war der Zehnagel öfter herüber gewesen, so auch am Vormittag. Gegen Mittag dann sei er wieder zurück zu sich in seine Wohnung, habe dann aber, das war keine halbe Stunde später, gemerkt, dass er seinen Stift drüben vergessen hatte, seinen guten, den teuren Kuli, mit dem er so gerne schrieb, und deshalb sei er noch einmal zurückgekommen. Den Schlüssel hatte er ja, seit der Siebzehn so krank war, damit er reinkäme, wenn etwas wäre. Und kurz vorher hatte er noch die Türe gehen hören drüben, da hatte er gedacht, der Siebzehn sei vielleicht runter, etwas einkaufen oder auf ne Runde in den Park. Machte er öfter, wenn ihm die Decke auf den Kopf fiel, und das tat sie oft in der letzten Zeit. »Ist ja auch blöd, wenn du bloß noch ein paar Wochen hast und du nicht weißt, was du tun sollst.«

Zehnagel kratzte sich am Kopf. »Ja, und dann ist er so dagelegen, so komisch krumm, und hat sich nicht mehr gerührt. Und geschnauft hat er auch nicht mehr.«

»Jetzt halten Sie doch einfach mal die Klappe und reden erst, wenn Sie gefragt werden«, grunzte Eichenbrett und wartete darauf, dass der Gerichtsmediziner endlich seine Antwort vervollständigte. Oder sollte es das schon gewesen sein, wollte – oder konnte – der nicht mehr sagen?

»Auf jeden Fall sieht es mir nach Gift aus.« Der Gerichtsmediziner öffnete dem Siebzehn den Mund, deutete auf seine Zunge. Er leuchtete ihm unter die Augenlider und zeigte dann auf die eine Hand, die wie im Krampf erstarrt war. Und auf das Glas, das umgestürzt neben Siebzehn lag.

»Das muss ich erst alles untersuchen, dann wissen wir mehr.«

»Und wie lange wird das dauern?«

»Zwei Tage – oder eineinhalb. Morgen Nachmittag wissen wir mehr.« Damit richtete sich der eine der Spurensicherer auf. »So, wir hätten's jetzt dann so weit.« Auch der zweite richtete sich auf und drückte sein Kreuz durch. »Ja, wir sind durch. Was ist mit dir, Leichenschaber?«

»Fertig. Den Rest mache ich bei mir auf dem Tisch.«

Die Leiche von Siebzehn wurde in eine weiße Hülle gesteckt, auf eine Trage gewuchtet und dann hinaustransportiert. Auch die Spurensicherung hatte ihre Taschen wieder gepackt, sie streiften sich drüben im Gang gerade ihre weißen Overalls ab.

»Du hörst von uns.«

»Alles klar, bis morgen.«

Endlich waren sie allein in der Wohnung, nur Zehnagel stand noch in der Eingangstür und sah den beiden neugierig zu. Sollte er doch bleiben.

»Sagt Ihnen dieser Zettel etwas?«, fragte Knechtel und reichte Zehnagel das Stück Papier hinüber.

Der las »*Ich wäre so gerne noch einmal geflogen*« und sah Knechtel mit traurigen Augen an. »Ja.«

»Ja?«

»Ja, das war Siebzehn. Sein großer Traum. Er hätte so gerne noch einmal eine große Weltreise gemacht.«

»Aber das konnte er nicht, wegen seiner Krankheit?«

Siebzehn schüttelte den Kopf. »Konnte er nicht: Ja. Wegen seiner Krankheit: Nein.«

»Verstehe ich nicht, das müssen Sie mir erläutern.«

Zehnagel fühlte sich gebauchpinselt und wichtig, dass er etwas gefragt wurde. So stand er nicht nur blöd und wie

neugierig herum. »Ach, wissen Sie, Siebzehn hatte schon seit vielen Jahren einen ganz großen Traum: Er wollte einmal in die Südsee fahren. Polynesien. Auf die Inselgruppe Vanuatu. Malekula, Pentecost, Tanna, Ambrym.«

Davon hatte Knechtel schon einmal etwas gehört. »Weil's die bald nicht mehr gibt, ist das nicht so? Wegen dem Klimawandel?«

Zehnagel schüttelte den Kopf. »Das verwechseln Sie mit Tonga. Die Inseln Tongas werden in den kommenden Jahrzehnten langsam absaufen, weil sie so flach sind. Die sind auch da unten irgendwo im Pazifik, da haben Sie schon recht, aber ein paar Hundert Kilometer weg. Oder Tausend.«

»Oh ja, da wäre ich jetzt auch gern, da ist es bestimmt herrlich warm«, mischte sich Eichenbrett mit ein, während er in ein paar Notizbüchern blätterte, die er drüben auf der Kredenz gefunden hatte, »und nicht so unwirtlich und kalt wie hier.« Draußen nämlich trieb ein eisiger Ostwind pulverigen Schnee durch die Straßen, und jetzt, gegen 14 Uhr, wurde es schon wieder dunkel. Fünf Tage noch bis Weihnachten.

»Ja, warm ist es da schon, aber eher drückend und schwül. Ich weiß nicht, ob ich dort hinwollte. Aber der Siebzehn hat seit Jahren davon geträumt.«

»Und warum?«

»Ach wissen Sie, das hatte er sich so in den Kopf gesetzt.«

»Also einfach so ein Traum von der Südsee.« Knechtel kniete gerade drüben am Boden und besah sich irgendetwas an der Fußleiste. Dann stützte er sich wieder hoch.

»Nein, ganz anders. So naiv war der Siebzehn nicht. Der wusste ganz genau, was ihn da drüben erwartet hätte. Hitze, Moskitos, unfreundliche Leute ...«

»Und warum wollte er *dann* dorthin?«

»Irgendwo muss hier ein Buch herumliegen, schon völlig zerfleddert und zerlesen, von Robert James Fletcher: *Inseln der Illusion. Briefe aus der Südsee*. So ein kleines Taschenbuch. Syndikat Verlag, den gibt es schon gar nicht mehr. Aus den 80er-Jahren, komplett vergilbte Seiten.«

»Und deswegen wollte er dorthin?«

»Ja, er wollte das Leben, das der Schreiber dort erlebt hat, nachvollziehen. Vor allem die Qualen.«

»Qualen?«

Zehnagel hatte sich inzwischen einen Hocker herangezogen. »Der Schreiber dieser Briefe, der Engländer Robert James Fletcher, Jahrgang 1877, war ein grandioser Scheiterer, der sich das aber nicht eingestand. 1912 hat er sich von Montevideo aus zu den Neuen Hebriden aufgemacht, weil er ins unberührte Paradies wollte. Er hat sich dort dann jahrelang von Insel zu Insel durchgeschlagen. Als Verwalter auf Plantagen, als Gerichtsschreiber, Dolmetscher, was weiß ich. Hat sich mit den Eingeborenen herumgärgert und mit Outlaws aller möglichen Nationalitäten, mit Abgestürzten, Trinkern, Kriminellen, sehr abenteuerlich. Während all dieser Zeit hat er immer Briefe an einen Freund in London geschrieben und sein Leben geschildert. Malaria, Vulkanausbrüche, Berufswechsel, Inselwechsel, Stürme ... egal, dort auf jeden Fall wollte Siebzehn immer einmal hin.«

»Und warum hat er es nicht getan?«

»Weil sie ihn nicht gelassen haben.«

»Sie ihn nicht gelassen? Wer hat ihn nicht gelassen?«

»Seine Chefs.«

»Hat er keinen Urlaub bekommen oder wie?«

Zehnagel schnaufte. »Soll ich Ihnen das wirklich alles erzählen?«

»So lange wir hier zu tun haben – gerne. Oder was meinst du?« Er sah hinüber zu seinem Chef, der immer noch in den Notizbüchern blätterte.

Eichenbrett nickte. »Nur zu, und vielleicht bringt es uns ja weiter.«

»Okay, ich versuch's trotzdem kurz zu machen. Der Siebzehn war Jahrgang 1954.«

»Okay, und?«

»Für die Jahrgänge 1954 gab es doch 2006 oder 2007 oder 2008 noch mal so eine Regelung, nach der sie hätten in Rente gehen können. Vorruhestand. Als Letzte sozusagen. Schon mal davon gehört?«

»Nö.«

»Na ja, Sie sind ja auch zu jung dafür. Das war auf jeden Fall so eine Altersteilzeitregelung. Drei Jahre arbeiten für 80 %, und dann drei Jahre nicht arbeiten, ebenfalls für 80 %, und dann in Rente. Ich glaube, so war's. Er hätte also mit dieser Regelung mit 58 oder 59 in Rente gehen können.«

»Und warum hat er es nicht getan?«

»Er wollte es ja, aber ...«

»Aber was?«

»Hier kommen jetzt seine Chefs ins Spiel. Der CEO und der CFO, also der Geschäftsführer und der Oberkaufmann. Der dicke, glupschäugige Bluthochdrückler Leippert und der ewig jungsportliche Schnider.«

»Lassen Sie mich raten: Die haben ihn nicht gelassen.«

»Nicht ganz. Die beiden waren ebenfalls Jahrgänge 1954 und 1953.«

»Und?«

»Die haben, bei ihren hohen Gehältern, genau diese Regelung für sich in Anspruch genommen.«

»Ja und?«

»Hm, die Geschichte ist nicht ganz einfach. Jetzt muss man wissen, dass das Unternehmen für die Mitarbeiter, die sich für dieses Modell der Altersteilzeit entschieden hatten, irgendwelche Renten- oder Versicherungsbeiträge, was weiß ich, für die drei Jahre, in denen die dann nicht mehr arbeiteten, vorschießen musste. Für die beiden Chefs waren das locker mal 200.000 Euro. Für jeden.« Er machte eine kurze Pause und überlegte. »So hat es mir der Siebzehn auf jeden Fall immer erzählt.«

Er sah kurz auf und die beiden Polizisten an, ob sie ihm folgen konnten. Die nickten.

»Jetzt war es aber nicht so, dass dieses Geld, das das Unternehmen vorschießen musste, dann weg war, es musste eben nur drei Jahre im Voraus bezahlt werden. Oder hinterlegt, so habe ich Siebzehn immer verstanden. Es musste also heute etwas bezahlt werden, was man ohnehin zwei, drei Jahre später hätte bezahlen müssen. So weit, so gut. Als Siebzehn dann zu seinen Chefs ging und diese Regelung für seinen Vorruhestand beanspruchen wollte, lachte ihm der Oberkaufmann ins Gesicht, so hat er es erzählt, und sagte: »Das tut uns leid, aber dafür ist kein Geld da.« Die 80.000 Euro, die das Unternehmen hätte für Siebzehn vorschießen müssen, seien im Haushalt nicht vorhanden. »Aha«, hatte er da gesagt, »aber die 400.000 Euro für euren Vorruhestand waren noch da?« Da hatten sie ihn böse angesehen, und der dicke Bluthochdrückler Leippert war feuerrot angelaufen. Der, der sich über Jahre hinweg als Finanzchef des Unternehmens von Lieferanten als Gegenleistung für seine Auftragsvergaben seine Garage hatte bauen lassen, eine komplett neue Küche und mehr, war da sehr sensibel und verstand keinen Spaß. Siebzehn aber war, wie er

erzählte, aufgebracht gewesen und hatte den beiden dann noch vorgeworfen: »Ihr als Chefs, also eigentlich ja als Arbeitgeber, habt eine Regelung in Anspruch genommen und nutzt sie schamlos aus, die vom Gesetzgeber eigentlich für Arbeitnehmer wie mich und meinesgleichen gedacht war – und jetzt ist das Geld weg, sind keinen Reserven mehr da? Ihr seid zwei schäbige Halunken.« Da haben sie ihn rausgeschmissen, also aus dem Raum, und nachher noch abgemahnt.

Knechtel hatte dieser Schilderung aufmerksam zugehört, doch verstand er ihren Sinn noch nicht ganz. »Und was hat das jetzt damit zu tun, dass unser Toter hier, Herr Siebzehn, nicht auf seine Inselgruppe Vanuatu konnte?«

»Na ja, das ist doch jetzt ganz einfach: Er musste, weil seine Chefs das Geld für sich verbraucht hatten und es qua Gesetz keine zweite Chance auf einen vorzeitigen Ruhestand für ihn gab, fünf Jahre länger arbeiten. Also nicht nur bis 58, sondern bis 63 – genauer: bis vor vier Monaten. Und als er dann endlich in Rente gehen konnte, da hatte er den Krebs. Da konnte er eine so weite und anstrengende Reise nicht mehr auf sich nehmen. Sein letzter großer Traum war damit zerplatzt. Endgültig. Und warum? Weil seine Chefs so asozial und eigennützig gewesen waren.«

Knechtel und Eichenbrett hatten den letzten Sätzen Zehnagels gelauscht. Eichenbrett nahm den kleinen Zettel nachdenklich noch einmal zur Hand. *Ich wäre so gerne noch einmal geflogen.* Jetzt konnte er die Wehmut und die Trauer, die aus den wenigen Worten sprach, verstehen.

»Fast tragisch.«

»Nicht fast, sondern sehr, würde ich sagen.«

»Ach ja«, schloss Zehnagel, »und jetzt ist er tot. Aber wissen Sie, was komisch ist?«

Knechtel sah ihn fragend an.

»Siebzehn hat mich vorgestern noch gebeten, für ihn zwei kleine Päckchen bei der Post aufzugeben. Und raten Sie mal, für wen die waren.«

Er legte eine kleine Kunstpause ein, um die Spannung zu erhöhen. »Für diese beiden Herren, die ihn so verarscht hatten. Für den Leippert und den Schnider.«

»Und was hat er den beiden geschickt?«

»Ich glaube, ein paar von seinen leckeren, selbst gebackenen Plätzchen. Von denen, die hier stehen. Probieren Sie mal.«

»Aber Moment mal, stopp! Der Gerichtsmediziner hat vorhin doch von Gift gesprochen, oder? Könnten die nicht vergiftet sein?«

Zehnagel lachte. »Die Plätzchen hier? Niemals. Die stehen schon seit zwei Wochen da, ich habe sie sogar mit gebacken. Und bestimmt zehn davon gefuttert. Erst heute Vormittag noch eines. Nee, nee, die sind garantiert sauber.«

»Sicher?«

»Ganz sicher.«

Trotzdem griff keiner in die kleine Schüssel mit den Backwaren. »Die lassen wir besser untersuchen«, ordnete Eichenbrett an.

»Das war übrigens Siebzehns Art von Humor«, erklärte Zehnagel, »so etwas liebte er. Das Gegenteil von dem zu tun, was man erwartete. Also nicht wütend zu reagieren, wenn jeder andere wütend gewesen wäre, sondern mit Humor. Er schickte den beiden zum Beispiel, also Schnider und Leippert, in unregelmäßigen Abständen immer wieder ganz freundlich ein paar kleine Aufmerksamkeiten oder Leckereien. Einmal etwa ein Holzbrett mit der Botschaft: *Danke für das Brett von euch – hier auch eins von mir.*

Oder ein andermal eine kleine Flasche seines selbst gebrannten Obstlers mit der Botschaft *Ich bin berauscht von euch – seid ihr es auch von mir*. Es waren immer so kleine Spitzen, die er setzte, so etwas machte ihm Spaß. War auch seine Art der Psychohygiene irgendwie. Er lachte lieber, als dass er wütend war. Aber wissen Sie, was ich glaube, wenn ich ehrlich bin?«

»Ja?«

»Ich glaube, dass seine ehemaligen Chefs den Hintersinn und auch Humor dieser Geschenke nicht verstanden. Die fühlten sich nur auf den Schlips getreten. Allerdings – zurückgeschickt haben sie ihm die kleinen Aufmerksamkeiten auch nie, den Schnaps zum Beispiel haben sie gesoffen.« Er sah auf seine Uhr. »O je, jetzt muss ich aber rüber. Entschuldigen Sie, dass ich Sie so zugetextet habe. Wenn Sie noch Fragen haben oder etwas wissen wollen, können Sie jederzeit bei mir klingeln. Sie wissen ja, wo Sie mich finden.« Damit verschwand er in die gegenüberliegende Wohnung.

»Mit welcher Botschaft er wohl die Kekse gestern an die zwei versendet hat?«, überlegte Eichenbrett halblaut.

»Wahrscheinlich mit *Danke für das süße Leben* oder etwas in der Art.«

»Das wäre ziemlich sarkastisch«, nickte Eichenbrett, gleichzeitig aber konnte er sich ein anerkennendes Schmunzeln nicht verkneifen. »Nicht schlecht, Knechtel.«

Am Tag darauf kam der Anruf aus der Gerichtsmedizin »Siebzehn wurde vergiftet. Oder er hat sich selber vergiftet. Sein Krebs war ja schon in einem sehr weit fortgeschrittenen Stadium, wahrscheinlich wollte er sein Leben vorzeitig beenden und nicht qualvoll den Schmerztod sterben. An-

zeichen äußerlicher Gewalt haben wir keine gefunden, nur frische Kekсреste im Magen. Und eben das Gift.«

Eichenbrett sah zum Fenster hinaus, wo dicke Flocken fielen. Perfektes Weihnachtswetter. »Kann es auch sein, dass dieses Gift in den Keksen ...?«

»Durchaus, ja, das ist nicht ausgeschlossen. Er kann es aber auch getrunken oder sonst wie eingenommen haben, zum Beispiel als Pulver.«

»O je, wenn das Gift in den Plätzchen war ...« Eichenbrett stoppte.

»Ja?«

»Der Nachbar hat auch von den Keksen gegessen!«

»Wann?« Der Gerichtsmediziner wirkte schlagartig hektisch.

»Gestern Vormittag, hat er gesagt.«

Sofort schien der Mediziner erleichtert. »Dann machen Sie sich mal keine Gedanken. Wenn er auch nur einen vergifteten Keks gegessen hätte, wäre er schon tot.«

»Wirklich?«

»Absolut.«

»So schnell wirkt dieses Gift?«

»Sofort.«

Jetzt wurde Eichenbrett hektisch. »Hat man nach der Einnahme noch eine Chance?«

»Nein, eigentlich nicht.«

Der Kommissar hatte sofort weitergedacht: Waren die Kekse, die Siebzehn als Weihnachtspost an seine ehemaligen Chefs verschickt hatte, womöglich vergiftet gewesen? Wollte er die beiden vielleicht auf die gleiche Reise schicken, wie er sie selbst angetreten hatte? Sie mussten sofort handeln.

»Knechtel, haben wir die Adressen von Siebzehns Chefs?«

»Von Leippert und Schnider? Nein, warum?«

»Todesursache könnten vergiftete Kekse gewesen sein.

Und an die hat er doch noch Kekse verschickt.«

»Den Weihnachtsgruß!« Knechtel hatte verstanden.

»Wir müssen sofort zu Zehnagel.«

»Oder zu Siebzehn, in der Wohnung nachsehen.«

Zehn Minuten später standen sie vor Zehnagels Wohnungstür. Niemand öffnete. »Hat er vielleicht auch von den vergifteten Keksen ...«

Sie brachen die Tür auf. Die Wohnung war leer. Sie stürzten hinüber zu Siebzehns Wohnung. Nach kurzer Suche hatten sie dessen Notizbuch mit den Anschriften von Schnider und Leippert. Der eine wohnte bei Altdorf, der andere in Eschenau, beides zu weit, um schnell hinzufahren. Eichenbrett informierte Feuerwehr und Notarzt. »Falls niemand aufmacht, sofort die Türen aufbrechen und die Häuser durchsuchen. Gefahr eines Giftanschlags.«

Zwölf Minuten später erhielten Knechtel und Eichenbrett einen ersten Anruf. Der Notarzt aus Altdorf.

»Wir sind hier beim Ehepaar Schnider. Fritz-Wolfgang und Ehefrau Laurelia.«

»Und?«

»Beide wohlauf.«

Eichenbrett fiel ein Stein vom Herzen. »Gott sei Dank, dann war es wohl falscher Alarm.«

»Nein, Kommissar, heute Vormittag ist der Hund der Schniders gestorben. Nach dem Genuss dreier Kekse.«

»Aus einem Päckchen von Siebzehn?«

»Exakt.«

»Scheiße, also doch. Habt ihr etwas von Leipperts gehört?«

»Die reanimieren noch.«

»Beide?«

»Nur ihn.«

»Noch Chancen?«

»Sieht schlecht aus.«

In dem Moment hörten sie Zehnnagel draußen im Treppenhaus. Knechtel hielt ihn auf. »Die Kekse an seine Ex-Chefs waren vergiftet.«

»Die ich für ihn zur Post gebracht habe?«

»Genau die.«

»Scheiße. Dann waren es die an Zöberlein und Kuhfall vielleicht auch?«

»Zöberlein und Kuhfall? Wer ist das?«

»Die Nachfolgechefs Siebzehtns, nachdem Schnider und Leippert in Rente waren. Siebzehn musste da ja noch fünf Jahre arbeiten.«

»Und mit denen hatte er auch Probleme?«

»Probleme? Wenn Sie wüssten.«

»Also richtig Schwierigkeiten?«

»Wissen Sie, Eichenbrett, die beiden müssen riesige Arschlöcher gewesen sein. Was Siebzehn mir über die alles erzählt hat. Die haben ihn gemobbt, diffamiert, belogen, hintergangen, unter Druck gesetzt, fünf Jahre lang – ich könnte Ihnen Geschichten erzählen ...«

»Und denen hat er auch Kekse geschickt?«

»Weiß ich nicht. Aber für die habe ich auch Päckchen aufgegeben, vorgestern schon.«

Knechtel hatte in der Zwischenzeit längst telefoniert. Gerade legte er wieder auf. »In der Firma sind beide seit gestern nicht erschienen.«

»Begründung?«

Knechtel zuckte resigniert mit den Schultern. »Das dürfen die mir doch nicht sagen.«

»Adressen?« Für Eichenbrett musste jetzt alles schnell gehen – wenn es nicht ohnehin schon zu spät war. Sie fanden die Kontaktdaten ebenfalls in Siebzehts Büchlein.

Riefen dort an.

Nichts.

Informierten die Notdienste. Feuerwehr, Notarzt, Streifen. Draußen lag überall Schnee, aber es schneite nicht mehr.

»Haben die beiden Familie?«, wollte Knechtel von Zeh-nagel wissen.

»Ja, beide. Zöberlein hat Frau und Kinder, soweit ich weiß ...«

»Scheiße.«

»... und Kuhfall auch, aber die leben in Hamburg. Er ist nur am Wochenende daheim, hier hat er so was wie ne Studentenbude.«

Jetzt konnten sie nichts weiter tun als warten. Und hoffen.

Eichenbrett setzte sich in seinen Wagen und fuhr hinaus zu Leipperts Wohnstatt.

Unterwegs erhielt er Nachricht, zunächst von Zöberlein. »Alle wohlauf. Aber Nachbars Hund wurde wohl gestern vergiftet.«

Hatte Zöberlein die Kekse auf dem Nachbargrundstück entsorgt? Hatte er etwas geahnt? Nein, das konnte er nicht, außerdem hätte er dann sicher die Polizei geholt. Nein, aus dem Entsorgen, wenn es denn so gewesen war, sprach Abscheu gegenüber dem Absender – und damit ein mieser Charakter. Und nette Nachbarschaft. Sein Wagen schlingerte ein bisschen auf dem Schnee, aber brach nicht aus. Da erreichte Eichenbrett der Anruf von dem Trupp, der bei Kuhfall in Hamburg war.

»Und?«

»Tot.«

»Nur er?«

»Nur er.«

Eichenbrett legte auf, bog ab in die Siedlung, wo Leippert wohnte, kurz darauf parkte er in dessen Einfahrt. Dass die auch jeden Dreck fressen müssen, dachte er nur.

Auf dem Schreibtisch, an dem Leippert, wie es aussah, zusammengesunken und gestorben war, lag ein aufgerissenes Päckchen mit noch einem Keks darinnen sowie eine begonnene, handgeschriebene Postkarte. *Lieber Siebzehn, jetzt hast du es ja auch endlich in deinen wohlverdienten Ruhestand geschafft*, las der Kommissar und dachte sich: Soll das jetzt witzig sein? Oder war es gewollt zynisch? Oder schlicht dumm? Er las weiter: *Ich kann dir sagen: Die Rente ist ein Genuss – ein größerer als deine Weihnachtsplätzchen ;-)* *Trotzdem: Danke dafür. Sie schmecken sehr* – an dieser Stelle brach der Text auf der Karte ab. Hoffentlich ist ihm seine Arschlochhaftigkeit wenigstens in den letzten Sekunden noch bewusst geworden, schoss es Eichenbrett durch den Kopf.

»Sagen Sie«, fragte er den Beamten, der in der Tür stand und niemanden von den neugierigen Nachbarn hereinließ, »wo ist Leipperts Frau? Und hatte er Kinder? Wo sind die?«

»Leippert lebte allein. Die Kinder sind schon vor Jahren ausgezogen, sie kommen auch nicht mehr hierher, sagen die Nachbarn. Und seine Frau hat ihn erst letztthin verlassen.«

»Hat man sie schon verständigt?«, fragte er und dachte für sich: Sie wird schon ihren Grund gehabt haben. Er trat ans Fenster und sah hinaus in den Schnee, der alles verwandelte, alles so ruhig und friedlich machte, der sich über alles legte und das, was darunter war, überdeckte – und doch

alles nur für eine gewisse Zeit einfrore und es dann wieder an die Wirklichkeit ließ. Irgendwann. Fast unverändert. Eichenbrett seufzte. Was hatte Siebzehn auf seinem Zettel notiert? *Ich wäre so gerne noch einmal geflogen.*

Wer weiß, wo er jetzt war – und wo die anderen, die er mit ins Jenseits genommen hatte. Kuhfall, Schniders Hund Rex, den Nachbarhund der Zöberleins und den übergewichtig bluthochdrücklerisch cholерischen Leippert. Jetzt war er nicht mehr cholерisch. Nichts mehr mit Aufbrausen. Und nichts mit Ruhestand.

## Die Weihnachtsgans

Es war später geworden als geplant. Das Licht des zu Ende gehenden Dezembertages hatte sich inzwischen wieder fast komplett zurückgezogen, nur ein schmaler Lichtstreif lag noch kaltgelb unter einem schwarzen Himmel und wehrte sich gegen die Nacht. Seit Tagen blies ein kalter Wind über das Land, drang überall hindurch und nahm die letzten Wärmereste mit. Ostwind. Sibirische Luft. Die nackte, im Lauf der Jahre verstaubte Glühbirne, die von der Decke des Holzschuppens hing, gab mit ihren gelben vierzig Watt nicht sehr viel Licht, und ihr leichtes Schwanken ließ die Schatten wandern. Unheimlich könnte einem werden, schmunzelte sie. Aber sie war gern hier draußen, hier war sie aufgewachsen, hier kannte sie jeden, und man hatte sie, als sie nach über zwanzig Jahren in der Stadt nach der Trennung von ihrem Mann und dem Tod ihrer Eltern wieder hier herausgezogen war und das Anwesen übernommen hatte, sofort wieder aufgenommen. Manchmal war es, als sei sie überhaupt nicht fort gewesen.

Es wäre besser gewesen, wenn ich die Türe zugemacht hätte, dachte sie sich, denn die alte Holztür schlug im Wind hin und her. Quietschte, schlug, quietschte. Sie würde sie gleich schließen. Erst schnell die Gans. Die sollte es Weihnachten geben, wenn die Freunde kamen. Die zweite war für die Schwendners, die Nachbarn jenseits der Weide.

Sie stand am Hackstock und hielt das Tier, gegen das Flügel schlagen eng unter den Arm geklemmt, mit der Linken

am Hals, mit der Rechten umklammerte sie das Beil, die scharfe, gerade erst frisch geschliffene Schneide nach oben. Dann nahm sie Maß. Sie wollte das sich gegen den Tod sträubende Tier, das mit aller Kraft versuchte, mit den Flügeln zu schlagen und sich zu befreien, mit einem gezielten Schlag auf den Hinterkopf betäuben. Hernach würde sie die Gans, so wie sie es früher immer getan hatte, mit dem Hals auf den Hackstock legen und köpfen. Ein Schlag – und das Leben des Tieres wäre vorbei.

Hatte sie da im Augenwinkel einen Schatten gesehen draußen, hinten zwischen den Bäumen am Zaun? Sie sah kurz auf, konnte aber beim Blick ins Halbdunkel nichts erkennen. Sie hatte jetzt ohnehin keine Zeit, denn das Tier wehrte sich, und sie musste es hinter sich bringen. Möglichst schnell. Was hätte da auch sein sollen? Hier draußen war doch nie etwas.

Der gezielte, feste Schlag traf den Hinterkopf der Gans. Die Kraft des Tiers erlahmte umgehend, es streckte den Hals nach vorn wie entspannt und stieß einen langgezogenen *Schhh*-Laut aus. Entweichende Luft, Augen geschlossen. Dünn lag das Lid weiß über den Augenkörpern. So eine Gans ist schon ein schönes Tier, dachte sie einen Moment.

Wie lange hatte sie das schon nicht mehr getan? Fünf- undzwanzig Jahre? Wohl eher dreißig. Damals hatte sie, noch als Schülerin, mehrere Sommer lang Gänse und Enten gehalten hier draußen. Sie als Küken geholt und großgezogen. Ihnen Wasser gegeben und Frischfutter geschnitten, sie auf die Wiese gelassen und einmal sogar in den Fluss, die Aisch. Tolle Geschichten hatte sie mit den Gänsen erlebt. Zwei zum Beispiel wollten einmal, nachdem sie den Fluss kennengelernt hatten, offenbar nicht mehr zurück an Land und in Gefangenschaft. Sie ließen sich nicht locken so wie

die anderen, kamen nicht wieder zurück ins Gehege. Nach zwei Tagen dann war sie schließlich ins Kanu gestiegen und hatte sie vom Wasser aus ans Ufer und zurück zu den anderen zu treiben versucht. Aber die zwei waren, von der Freiheit infiziert und zwischen Ufer und Boot in die Enge getrieben, ganz einfach unter dem Boot hindurchgetaucht und seelenruhig auf der anderen Seite weitergeschwommen. Und bei ihrem dritten Versuch hatten sie begonnen mit den Flügeln zu schlagen, waren ein paar patschende Schritte mit ihren Flossen übers Wasser gerannt und hatten plötzlich abgehoben, die Hälse nach vorne gestreckt wie Schwäne. Sie waren geflogen, als ob sie das schon immer getan hätten, und knapp einen Meter über dem Wasser beinahe majestätisch flussaufwärts entkommen. Fast einen Kilometer flussaufwärts, unter der Brücke hindurch bis zum nächsten Wehr. Von dort hatte sie die zwei dann erst wieder hinuntertreiben müssen, wieder mit dem Boot. Das Vertrauen der Gänse aber war da schon dahin.

Sie hatten sich damals nicht wieder einfangen lassen, zumindest nicht ohne Weiteres. Im Gegenteil: Beide hatten sich einen Nebenarm der Aisch, ein Altwasser, ausgesucht und es sich dort heimisch gemacht, zusammen mit Wildenten und Schwänen. Paddelten dort herum und ließen sich von den Spaziergängern füttern.

Sie legte den Hals der Gans flach auf den Hackstock und nahm Maß. Dann holte sie aus.

Die zwei Gänse damals hatte sie nur mit einem Trick wieder einfangen können: mit Schlaftabletten. Sie hatte Schlaftabletten geviertelt, in Brotkügelchen eingeknetet und an die Gänse verfüttert – und damit gleichzeitig natürlich auch an Wildenten, Karpfen und was sich sonst noch um die Brotkügelchen schlug, das ließ sich gar nicht

vermeiden. Doch die Tabletten wirkten nicht. Die Gänse schüttelten zwar ein paar Mal wie gegen etwas Lästiges den Kopf, ansonsten aber ließen sie sich nicht beeindrucken. Also versuchte sie das Gleiche noch einmal, aber mit echten Schlafmitteln: mit Barbituraten. Und es funktionierte. Die Gänse, wie die mitgefütterten Wildenten auch, verkrochen sich, immer matter werdend, unters überhängende Ufergehölz und schliefen ein. Sie brauchte nur noch mit dem Kanu ihre Runde zu fahren, und die Tiere einzusammeln. Vier Wildenten waren damals mit dabei. Die hatten sie geschlachtet, eingelegt und dann gebraten, ein seltenes Mahl. Die eine Gans allerdings hatte damals die ›Fütterung‹ nicht überlebt, sie hatte wohl eine Überdosis abbekommen. Die andere aber erwachte Stunden später erst wieder im Kreis ihrer Kolleginnen im Gehege und ging Wochen später den Weg aller Gänse – jenen, den diese, wie auch ihre Schwester unten im Korb, jetzt auch gehen würde.

Geübt fuhr das Beil herunter und trennte beinahe widerstandslos den Kopf vom Hals. Ein einziger, kräftiger Schlag, Blut spritzte, und der Kopf fiel auf der anderen Seite des Hackstocks herunter.

Doch, da war etwas gewesen, draußen. Wieder glaubte sie, einen Schatten gesehen zu haben. Wahrscheinlich ein Tier. Die Gans musste jetzt schnell nach draußen zum Ausbluten, das geköpft Tier versuchte weiter wie wild mit den Flügeln zu schlagen. Doch sie hatte die Gans fest im Griff.

Früher hatte sie beim Schlachten immer einen Hund dabei gehabt. Frento, einen Collie-Schäferhund-Mischling. Da hatte sie aber auch im Freien geschlachtet. Der Hund war immer ganz wild auf die Gänse- und Entenköpfe gewesen – so wild, dass, während die kopflosen Federtiere damals noch flügelschlagend über die Wiese rannten und

ausbluteten, deren Köpfe schon längst, *krrk-krrk-krrk*-knirschend, zwischen den Zähnen des Hundes von links nach rechts und zurück wanderten. Oft zuckte das Federvieh auf der Wiese noch mit den Flügeln, da war sein Kopf schon zermalmt im Magen des Hundes. Schlachtfrisch warm. Damals fiel beim Schlachten auch kein Kopf vom Hackstock bis hinunter auf den Boden, undenkbar, den hatte sich Frento bis dahin längst geschnappt.

Mit zwei, drei Schritten war sie, die Gans fest im Griff, bei der Türe und warf sie hinaus in den Hof. Hier konnte sie sich ausflattern und ausbluten. Kalt blies ihr der Wind ins Gesicht. Doch, da war ein Schatten gewesen, hinten bei den Bäumen! Nein, sie hatte sich nicht getäuscht. Aber der Schatten versteckte sich. Wahrscheinlich war es Thomas, von allen nur Brummt genannt, weil er immer so vor sich hin brummte. Ein Schrank von einem Kerl, etwas zurückgeblieben und tapsig in seiner Art, aber nett und nie irgendwie aufgefallen. Nur dem Blut, das wusste man, war er mit einer ganz eigenen Faszination zugetan. Er roch förmlich, wenn irgendwo geschlachtet wurde, und stand dann dort herum. Sah zu. Also Thomas, dachte sie.

Als Kind war das schon so gewesen. Stundenlang konnte man ihn da beim Metzger in der Türe stehen und zugucken sehen, wie die Rinder und Säue ins Schlachthaus gebracht und dort abgestochen, wie sie gebrüht, entborstet, ausgenommen, zerteilt und verwurstet wurden. Und immer wieder hatte er sich hinüber auf den Weiselshof schicken lassen, um das Bratwurstmaß zu holen, und immer wieder war er, wenn er mit der Meldung zurückkam, die Metzger sollten sich die Bratwürste an der Stirn abmessen, von kehligem Männerlachen empfangen worden. Dann hatte sich der Tapsige immer in Grund und Boden geschämt, feuerrot

im Gesicht, war beim nächsten Mal aber doch wieder losgezogen, nach dem Bratwurstmaß zu fragen. Das Leben war rau auf dem Land, und wer zu langsam war, den trieb man oft vor sich her.

Sie hatte die Gans auf den Hof geworfen und sah noch, wie diese in die Dunkelheit hinein direkt dorthin flatterte, wo sie glaubte, Brummtos gesehen zu haben, beachtete dies aber nicht weiter, wandte sich gleich wieder ab und nahm die zweite Gans aus dem Korb. Auch diese wollte sie schlachten. Wie schon die erste klemmte sie sich das Tier unter den Arm, nahm das Beil und schlug ihm mit der Rückseite gezielt auf den Hinterkopf. Wieder dieses zischende *Schhh* aus dem Schnabel des Tiers, wieder das dünnweiße Häutchen, das die Augen schloss. Draußen war es inzwischen fast Nacht. Kein Geräusch aus dem Dunkel. Ob Brummtos sie aus dem Schutz der Dunkelheit heraus beobachtete? Ob er das immer noch so gerne tat wie früher? Die Tür schlug wieder im Wind.

Ein gezielter Hieb mit der Axt – und der zweite Kopf kullerte zum ersten. Sie warf auch die zweite Gans hinaus, die erste lag als weißer Fleck beinahe hinten am Zaun. Eine Blutspur führte im Dunklen zu ihr. Die zweite Gans schlug eine andere Richtung ein, wackelte flügelschlagend drei, vier Tapsen hinüber zu den Mülltonnen und überschlug sich dann. Lag vor den Tonnen, zuckte noch einmal kurz mit den Flügeln, dann war sie ruhig, das Leben aus ihr entwichen.

Wo wohl Brummtos war? Er steckte bestimmt hier irgendwo im Dunklen. Und wo jetzt wohl das Leben der beiden Gänse war? Hing das hier noch irgendwie in der Luft? Irgendwo? Und hatte sie überhaupt das Recht zu töten? Sie schob den Gedanken von sich. Beim ersten Mal hatte sie auch solche Gedanken gehabt, hatte dann aber festgestellt: Man kann sie ausblenden. Stummschalten. Ganz einfach

übergehen. Nicht zulassen, sie unterbinden. Man muss es ganz einfach tun, ohne Denken. Das Tier nehmen, Kopf ab und fertig, dann war es eh zu spät für Grübeleien.

Nach den ersten Malen hatte sie immer noch einen Schnaps gebraucht. Wärme von innen gegen die Kälte innen. Da hatte sie auch verstanden, warum die Männer nach dem Schlachten immer Schnaps tranken – nicht die Metzger, die waren daran gewöhnt, aber die Bauern der umliegenden Höfe, wenn sie schlachteten.

Sie trat vollends hinaus in die Dunkelheit.

»Brummto?«

Es kam keine Antwort, doch irgendwie spürte sie: Er war da, irgendwo dahinten im Dunklen. Konnte man so etwas spüren? Das Dasein eines anderen Menschen? Sie packte die erste Gans bei den Füßen und hob sie auf. Das Blut am Hals schien ihr ungewöhnlich verschmiert, als ob sich jemand daran zu schaffen gemacht hätte. Herumgefingert, gespielt, gewischt, verwischt ...

»Brummto?«

Nichts kam aus der Dunkelheit zurück, doch irgendwo da war er, gut verborgen. Sie konnte ihn nicht sehen. Sie trug die Gans hinüber ins alte Waschhaus, wo sie vorher den Kessel angeschürt hatte. Hier war es schön warm. Dampf quoll aus der Türe heraus, aber der kalte Wind riss ihn sofort mit sich fort, zerstäubte ihn auf der Stelle. Sie legte das Tier auf die Bank, legte ein paar Holzscheite nach und zog blechern scheppernd den großen Deckel vom Bottich. An vielen Stellen war seine braune Emaille abgeplatzt, der Deckel hatte schon Generationen überlebt.

Als sie die Gans im fast kochenden Wasser versenkte und mit dem großen Holzlöffel immer wieder untertauchte, stiegen Blasen auf. Es war gut, dass hier die Tür offen stand,

sonst wäre es viel zu heiß gewesen. Feuchtheiß. Überall stand der Dampf, Kondenswasser lief an den Scheiben herunter und unten über das morsche Holz. Ja, es gäbe viel zu tun auf diesem Anwesen.

Erneut meinte sie, draußen etwas gehört zu haben.

»Brummt? Bringst du mir die zweite Gans?«

Vielleicht ließ er sich ja so überreden, sich zu zeigen.

Nichts. Nur ein entferntes Rascheln, oder hatte sie sich verhört?

Mit einer Kelle bugsierte sie die Gans an den Kesselrand, griff sie am Hals und warf sie, mehr, als sie sie trug, hinüber auf die große Holztischplatte. Heißes Wasser pflatschte auf den schwarzen Betonboden, quoll aus dem Gefieder des Tiers und überschwemmte den Tisch. Dichter Dampf überall. Mit geübten Händen begann sie, das Tier zu rupfen, und wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn. Die klatschnassen Federn warf sie hinunter in die Blechwanne. Laut scheppernd hatte sie sie mit den Füßen herangezogen und in Position bugsiert.

Er war da draußen in der Nacht! Es klang, als wäre er ausgerutscht, weiter hinten im Hof, drüben bei den Tonnen. Dann war es wieder still.

»Brummt! Komm doch herein!«

Sie konnte sich jetzt nicht um ihn kümmern. Oder war das etwas anderes? Jemand anderes? Aber wer oder was sollte das sein? Nein, das war unwahrscheinlich. Nicht an so einem kalten Abend und nicht hier draußen, wo weit und breit nichts war.

Die Gans ließ sich erstaunlich leicht rupfen, beinahe wie ein Huhn. Die kleinen Federn musste sie fast nur abstreifen, lediglich die großen mit den dicken Kielen einzeln packen und herausziehen. Überall tropfte Wasser.

Hätte sie die zweite Gans nicht besser hereinholen und aufhängen sollen, damit sie kopfüber – was für eine blödsinnige Formulierung, wenn sie doch keinen Kopf mehr hatte. Doch wie sollte sie sagen: halsunter?, oder fußoben?, egal – noch ein wenig hätte ausbluten können? Ach was, sie würde die erste erst fertig rupfen, so lange könnte die andere ruhig draußen liegen.

Dann, wenn auch die zweite gerupft wäre, würde sie die beiden noch ausnehmen, das musste sie heute tun. Als sie das zum ersten Mal gemacht hatte, war sie sehr beeindruckt gewesen, daran dachte sie immer wieder. Die alte Schwante hatte ihr das gezeigt, die Magd vom Ehlershof drüben, die früher immer die Gänse geschlachtet hatte, manchmal bis zu zwanzig am Tag, kurz vor dem Martinstag oder vor Weihnachten. Den Ehlershof aber gab es längst nicht mehr, Opfer der Milchkontingente der EU. Und auch die Schwante gab es längst nicht mehr, die war schon vor zwanzig Jahren gestorben, mindestens. Hatte eines Wintermorgens rücklings über dem Hackstock gelegen, als wartete sie auf einen Schlag gegen die Kehle oder auf ein Messer in den Bauch. Sehr komisch hatte das ausgesehen damals, und keiner hatte sich erklären können, wie es dazu gekommen war. Aber so starben die Leute früher. Man fand sie eines Tages einfach irgendwo tot, da gab es kein großes Leiden oder Rumgetue. »Das macht doch keiner freiwillig, sich in der Kälte so auf den Hackstock zu legen, um auf den Tod zu warten«, hatten die Leute damals zwar gesagt und mit den Köpfen geschüttelt, aber damit war es auch gut. Die Schwante war tot und musste beerdigt werden und Schluss. Nur der Brummtö war damals fort gewesen, zwei oder drei Tage lang, dann hatten sie ihn beim Lagershans hinten überm Kuhstall im Stroh gefunden, ganz verstört.

»Der Junge« – Brummto war da gerade zwanzig geworden – »muss die Schwante gesehen haben«, sagte man damals, »nachts«, denn da ist es unheimlich, »als sie starb. Oder tot so dalag. Da hat er wohl einen Schock gekriegt.«

Einen Tag später war die Schwante unter der Erde und der Brummto wieder ganz normal. Langsam wie immer und vielleicht auch ein bisschen blöde, aber nicht dumm, nur anders als alle anderen.

Was war das dort draußen nur? Immer wieder schien ihr jetzt, als ob es dort raschelte. Einbildung. Erneut schlug die Tür. Kälte drang herein und Dampf drang hinaus, wurde auf der Stelle vom Wind gepackt und von der Nacht verschluckt. Oder war das vielleicht ...? Sie tauchte ihre Hände in den Bottich, spülte Federreste und klebrige Daunen ab und wischte die Hände an der Schürze trocken. Ja, als sie das erste Mal zusammen mit der alten Schwante eine Gans ausgenommen hatte, das hatte sie sehr beeindruckt. Und auch ein wenig verunsichert. Denn – durfte man bei so etwas angenehme Gefühle haben? War das denn normal? Oder war das eher pervers, gar ein Zeichen für ... oder von ... – an dieser Stelle hatte sie nie weitergedacht.

Sie hatte – und sie würde es gleich wieder tun und freute sich beinahe darauf –, so wie es ihr die alte Schwante vorgemacht hatte, mit der Spitze eines sehr scharfen Messers vorsichtig einen Kreis um den Anus der Gans gezogen, so, dass die Haut sich öffnete und das Fett darunter hervor kam. Dann das Messer flach unter die Bauchhaut des Tieres geschoben, die Schneide nach oben, und hatte mit einer einzigen, langsamen Bewegung, mit der sie die Innereien nicht verletzte, einen Schnitt bis zum Brustbein gesetzt.

Und dann?

Das müsste sie gleich am Objekt überlegen, sie wusste die Reihenfolge nicht mehr. Aber sie würde es schon hinkriegen. Hatte sie erst die Innereien herausgezogen, Därme, Bauchfett, Magen, Leber, Herz? Oder hatte sie erst an allem vorbei nach oben in den Hals gefasst und Kropf samt Speiseröhre, Lunge ...? Sie wusste es nicht mehr. Wahrscheinlich aber erst die Innereien, die wären ja sonst im Weg.

Was aber war das für ein eigenartiges Geräusch da draußen? Was trieb denn der Brummt da?

»Brummt! Komm rein, hier ist es warm!«

Stille, nur der kalte Wind. Und Dunkelheit, Schwärze. Kein kaltgelber Lichtstreif mehr am Horizont. Aber er war da. Oder etwas.

Was sie beim ersten Mal, als sie mit der alten Schwante eine Gans ausgenommen hatte, so beeindruckt hatte, war das gewesen: die unglaubliche und überraschende Ästhetik der Innereien eines Leibes. Das so ganz und gar nicht Abstoßende, ja vielmehr berauschend Anziehende von Gedärmen, Leber, Herz. Dieses Weiche, Warme, Angenehme des fast noch lebendigen Innenlebens. Das so Gesunde, Reine, Unberührte. Diese Ordnung. Die sofort den Wunsch in ihr weckte: So möge es in mir auch sein. So gesund, glatt, sauber, warm. *Das* hatte sie nachhaltig beeindruckt. Und darauf freute sie sich schon. Doch vorher musste sie noch die zweite Gans rupfen. Das Messer zum Ausnehmen hatte sie schon sorgsam geschärft und bereitgelegt.

Sie trat hinaus in die Nacht, atmete durch. Wie gut die kalte Luft tat, der Wind. Sie ging hinüber zu den Tonnen, wohin die zweite Gans geflattert war. Und urplötzlich war ihr kalt. Knochenkalt.

Was sie sah, wollte sie erst gar nicht glauben: Das Tier war völlig zerrupft. Deshalb also das Grunzen! Da muss ein Fuchs

gewesen sein, oder ein Hund! Überall blutige Federn. Sie packte die Gans an den Füßen, hielt sie hoch und erschrak: Im schwachen Licht, das aus dem Schlachthaus drang, sah sie: Der Leib war geöffnet, das Tier zerrissen, zerfetzt, Gedärme hingen heraus. Ein Schauer lief ihr über den Rücken.

Dann stockte sie.

Lauschte.

Da war etwas gewesen!

Hinter ihr. Ganz nah und groß.

Sie spürte, wie sie erstarrte.

Hatte nichts gesehen, keinen Schatten, keine Bewegung im Augenwinkel – aber sie hatte es gehört: Da war jemand, etwas! Kein Zweifel. Sie spürte, wie sich ihre Muskeln anspannten, sie hellwach wurde, sich ihre Haare im Nacken ...

Ganz egal, was oder wer da war: Sie würde sich jetzt! sofort! abrupt und überraschend umdrehen, den Kadaver der Gans herumschleudern ... dem, was immer es war, wahrscheinlich dem Brummt, um die Ohren hauen, dass die Federn und die Gedärme ihm die Augen verklebten, er einen Moment nicht richtig sehen konnte ...

Jetzt!

Aber sie konnte nicht. Sie war gelähmt. Nein, gefangen, fest umschlossen, wie in einen Schraubstock eingeklemmt. Eine eiserne Kraft hielt sie fest, Hände und Arme wie Stein oder Stahl, und im Nacken spürte sie heißen Atem, hechelnd. Er roch unangenehm ...

... und in diesem Moment wusste sie, was geschehen würde. Nicht im Detail, aber grob. Und dass sie keine Chance hatte.

»Brummt!«

Er war es! Sie wusste es, bevor sie es sagte. Hervorpresste. Es waren seine Stahlhände, die sie festhielten, seine

Stahlarme, die sie einschnürten, ihr die Luft nahmen. Seine Bärenkäfte. Aber noch war sie klar im Kopf.

Sie konnte nur wenig tun, das wusste sie.

Ein Kopfstoß! Das musste sie versuchen. Ihm die Nase einschlagen vielleicht, damit er den Griff lockerte, wenigstens einen Moment.

Sie warf ihren Kopf nach hinten. Ruckartig. Ins Leere. Scheiße!

Vielleicht das Schienbein!

Sie holte mit dem Fuß aus, trat nach hinten, Treffer! Tritte gegen das Schienbein tun weh – aber nicht ihm, Brummt. Sein Griff lockerte sich nicht, auch nicht für einen kurzen Moment, eher im Gegenteil: Sie hatte das Gefühl, als ob der Griff fester wurde. Noch fester.

Der Griff schnürte sie ein, presste ihren Brustkorb, keine Chance, auch nur einen kleinen Schluck Luft zu holen. Panik wollte aufkommen, Erstickungsgefühle bedrängten sie.

Nein, jetzt nur nicht panisch werden, hämmerte sie sich ein. Aber wenn er nicht loslässt, hast du keine Chance, sagte ihr gleichzeitig ihre Vernunft, dann hast du noch zwanzig Sekunden, vielleicht dreißig. Es wunderte sie, dass sie das wütend machte.

Erneut trat sie nach hinten, legte alle Kraft in den Stoß. Diesmal aber lief er ins Leere, das Schienbein war weg. Sie hätte schreien können vor Wut, warf den Kopf wieder nach hinten. Nichts.

In ihren Ohren begann es, leise zu pfeifen. Hatte sie nicht einmal gelesen, dass dieses Pfeifen ... hatten nicht ... Menschen davon berichtet, die ...

Sie wollte schlucken, aber sie konnte nicht. Und spürte ihre Kräfte weichen. Was ist nur in Brummt gefahren,

dachte sie noch, er war doch immer so ein lieber Kerl. Und auch: Wie schnell doch so ein Leben ...

Da wich plötzlich der Schmerz, sie verlor die Welt aus den Augen, nein, die Welt löste sich einfach auf, es wurde dunkel, sehr angenehm, dann spürte sie nichts mehr, sackte einfach in sich zusammen, erschlaffte, die Kräfte verließen sie.

Schmerzen in der Brust waren das Erste, was sie spürte. Unglaubliche Schmerzen. Sie wollte nicht da sein, wollte nichts wissen, vor allem die Augen nicht öffnen, sich nicht bewegen, nichts. Was war hier los? Bäuchlings lag sie da.

Schon arbeitete ihr Kopf. Nicht bewegen!, befahl sie sich instinktiv, erst einmal nicht! Und: Was ist geschehen? Warum habe ich diese Schmerzen?

Sie spürte, dass sie schwer atmete. Aber atmete! Da kam die Erinnerung zurück.

Weiteratmen, befahl sie sich, nur nichts verändern!

Die Gans! Brummto! Diese Arme, diese Kraft! Er wollte mich umbringen! Jetzt war sie im Kopf wieder klar.

Sie hatte sich noch nicht bewegt. Atmete weiter, versuchte zu verstehen, zu sondieren, was war. Blinzelte. Sah eine Hand, seine, abgestützt neben ihrem Kopf auf dem Boden.

Und jetzt spürte sie ihn auch, hinter sich, über sich, ganz dicht, seinen stinkenden, schwerheißen Atem. Er hatte sich über sie gebeugt.

Vorsichtig blinzelte sie weiter, ließ ihren Blick wandern, so gut es ging. Er sollte nicht merken, dass sie wach war.

Wo war ihr Pullover? Ihre Arme waren nackt. Wo ihre Bluse? Ihr Unterhemd? Sie spürte, dass sie mit nacktem Oberkörper auf dem Betonboden lag. Haare lagen wirr über ihrem Gesicht, so konnte Brummto nicht sehen, dass sie wieder erwacht war.

Jetzt streichelte er ihren Kopf, jammerte, stöhnte, rief ihren Namen. Es war Brummtto! Wieder rief er ihren Namen, fast flehentlich. Tat es ihm leid, was er getan hatte? War er zu sich gekommen? Bereute er? Dieses Schwein!

Wieder rief er ihren Namen.

Und erneut stieg Wut in ihr auf, abgrundtief, jäh.

Er jammerte weiter, winselte fast. Dann packten seine Hände sie an den bloßen Schultern, sanft, schüttelten sie kurz, ließen wieder ab. Eine Hand über ihren Rücken hinab. Unerträglich langsam, unerträglich nah, anmaßend intim.

Sie hatte das Messer gesehen, in Reichweite lag es da auf dem Boden. Blitzende Klinge, noch voller Blut. Gänseblut.

Sie überlegte nicht, es war eine einzige Bewegung. Griff nach dem Messer, warf sich herum, traf Brummtto mit der Rückhand voll in die Seite, ganz weich glitt das Messer hinein, ganz tief. Brummtto wehrte sich nicht, sah sie nur an. Unheimlich erstaunt. Erneut stach sie zu, und noch mal und noch mal und noch mal. Nie wieder würden diese Arme sie umschlingen, diese Hände sie fesseln, dieser Typ sie auch nur anfassen. Nie wieder!

Endlich sackte Brummtto zusammen, röchelte, Blut trat aus seinem Mund. Der massige Körper kippte nach hinten, ein letztes Mal streifte sie sein erstaunter Blick, dann wich alle Kraft aus ihm, er wurde zum Sack. Das sah endgültig aus.

Sie schleuderte das Messer zur Seite, es klapperte über den Boden. Ekel überkam sie – und ein Gefühl der Erleichterung. Gleichzeitig stutzte sie. Dort, wo das Messer über den Betonboden hingerutscht war, lag noch ein Zweiter, eine massige Gestalt. Tot, das sah sie sofort. Den Kopf so verdreht, dass das Genick gebrochen sein musste. So liegt man nur, wenn man tot ist.

Was war hier los? Wer war der? Was wollte der hier? Wie kam der hierher?

Und blitzartig fuhr ihr ein Gedanke durch den Kopf, der fürchterlich war: War der das, der sie vorher gehalten hatte? Der sie von hinten ...?

War der das, der ...

War Brummo vielleicht der, der diesen massigen Kerl ...? Der sie befreit hatte? Ihr das Leben gerettet?

Sie benötigte nur einen zweiten Blick, einen kurzen, dann war es ihr klar. Erschreckend klar.

Kalte Luft drang von draußen aus der Nacht herein, aber sie spürte die Kälte nicht. Im Kessel knackte das verlöschende Holz, der Wind nahm die Tür, schlug sie hin und her, sie schlug an, klapperte, schlug zurück, quietschte. Aber sie hörte nichts.

# Mein Opa

Ich hatte Opa geliebt. Im Sommer war ich manchmal wochenlang bei ihm in dem fränkischen Städtchen Rothenfels. Ich kuschelte mich an ihn und hing an seinen Lippen, wenn wir in seinem Garten auf dem Bänkchen hockten, hoch über der Stadt, und er durch seine dicken, runden Brillengläser hinuntersah über die Dächer und den Main, den Blick nach Zimmern auf der anderen Seite des Flusses gerichtet, und mir Geschichten erzählte. Dort drüben hatte er früher, als er noch ein junger Mann gewesen war, ein paar Wiesen mit Schafen gehabt. Jetzt würde er die von hier aus gar nicht mehr sehen können, sagte er damals oft, denn er sähe überhaupt nichts mehr. Erst später verstand ich, dass er tatsächlich fast blind war. Deshalb hatte er mir, damals war ich vielleicht sechs oder sieben, auch sein nagelneues Fernglas geschenkt. Ich besitze es bis heute. Er hatte es von der Blindenfürsorge bekommen und darüber nur gelacht. »Einem fast Blinden schenken die ein Fernglas. Denken die überhaupt etwas?«

Dass er die Fledermäuse nicht hören konnte, war mir auch ein Rätsel gewesen damals, ihr hohes Schreien, Zirpen oder Quietschen war doch so deutlich zu vernehmen, wenn ich am Abend neben ihm saß, eingehüllt von seinem ganz eigenen, leicht säuerlichen Geruch, der mich nie störte. Wenn dann die Nachtigall sang, später, wurde er immer ganz feierlich. Ich werde es bei dem Gesang bis heute.

Mein Opa. Dass er ein ziemlich schräger Vogel gewesen sein muss, auch ein Quertreiber, der sich mit fast allen an-

legte, war mir damals nicht bewusst. Fast täglich schickte er mich hinunter zum *Roten Ochsen*, damit ich ihm eine Zigarre holte. Dreißig Pfennig, Dannemann, aus der großen ovalen Dose, in der sie mit ihren Bauchbinden standen, die er immer vorsichtig abmachte und mir schenkte. »Komm, mein kleiner Schatz«, sagte er dann jedes Mal, »kriegst heute wieder einen neuen Ring.« Ich freute mich täglich aufs Neue, obwohl diese Ringe immer gleich kaputt waren. Zerrissen. Irgendwie hellblau-gelb ist mir die Dose in Erinnerung, mit einer Weltkugel darauf. Die Zigarre rauchte er dann, breitbeinig auf unserem Bänkchen sitzend, genüsslich bis auf den Stumpfen.

Bei meinem Opa war ich daheim, hier war für mich Frieden. Das ganze Jahr über freute ich mich auf den Sommer, wenn ich bei ihm sein konnte. Denn zu Hause war es nicht so schön, ich war nicht gerne dort. Meine Eltern stritten oft, Vater schlug gern zu, sperrte mich ein, auch meinen Bruder. Hausarrest bei heruntergelassenen Rollos, der erst aufgehoben wurde, wenn wir ein Buch auswendig hersagen konnten. *Häschenschule* zum Beispiel. *Kohlgemüse, Kressenblatt, ei, da essen sie sich satt! Wär' ich nicht ein Kindelein, möcht' ich gleich ein Häschen sein!* Ich kann die Verse bis heute. Oder den Katechismus. Mit Auslegungen. Verhaspelten wir uns oder vergaßen wir etwas, folgte ein weiterer Tag in Dunkelheit, während die anderen draußen Fußball spielten. Weil wir »frech« gewesen seien, nicht aufgeessen hatten, uns das Essen nicht schmeckte. Mutter war ständig am Schimpfen, zeterte, schrie, war gereizt. Wir seien missraten und undankbar, hieß es immer. Jede noch so kleine Verfehlung zog Schimpftiraden nach sich, und am Abend petzte sie alles dem Vater, machte es schlimmer, als es war. Dann gab es wieder Schläge, Haus-

arrest, Abendessensentzug. Heute läuft das alles unter Kindesmisshandlung.

Mit »Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren« pflanzten sie uns Schuldgefühle ein. Auch die Zehn Gebote mussten wir auswendig lernen.

Ich brachte nie Freunde mit nach Hause, ich schämte mich. Manchmal, erinnere ich mich, stand ich, wenn die Eltern mit dem Auto unterwegs waren, am Fenster in der Küche, sah hinaus und wünschte, sie würden nie wiederkommen. Hansi war das so ergangen, einem Jungen, der drei Häuser weiter gewohnt hatte. Dessen Eltern waren tödlich verunglückt. »Schrecklich«, hatten meine Eltern immer gesagt. Doch eines Tages wurden meine geheimen Gebete erhört. Mutter kam nicht wieder. Sie wollte nur kurz in den Nachbarort – seither war sie verschollen. Tage später fand man unser Auto direkt am Main, unversperrt. »Wahrscheinlich ist sie ins Wasser gegangen«, hieß es, und dass sie überlastet gewesen sei, Depressionen gehabt habe. Wir Kinder hatten davon nichts gemerkt – nur dass Vater uns in einem seiner Wutanfälle einmal dafür die Schuld gab. »Bloß wegen euch ging es ihr so schlecht«, warf er uns vor. Ich hatte lange ein schlechtes Gewissen deswegen und musste erst alt genug werden, um damit umzugehen. Später einmal darauf angesprochen, hat Vater das vehement bestritten, aber ich täusche mich nicht. Auf jeden Fall: Mutter wurde nie gefunden, auch kein Abschiedsbrief, kein Hinweis, nichts. Ich erinnere mich, dass Vater damals Besuch von der Polizei hatte und er auch einmal auf die Wache musste. Und, aber das erfuhr ich erst sehr viel später, weil er wenige Tage vor dem Verschwinden Mutters in Rothenfels gesehen worden sein soll; wir wohnten damals in Zell am Main. Es war aber nur ein ganz normaler Besuch bei seinem Vater, meinem Opa.

Doch sei es, wie es will, danach wurden die Zeiten besser, denn Vater war tagsüber nicht daheim, und die Nachbarin kümmerte sich um uns. Frau Hoffmann mit ihrem großen Herz. Sie nahm uns auch furchtlos vor Vater und seinem Jähzorn in Schutz. Und ab da war ich in jeden Ferien bei meinem Opa. Weihnachten, Ostern, Pfingsten, im Sommer.

Ja, natürlich, Opa schimpfte auch, aber anders. So, dass man es nie ernst nehmen konnte. Er schimpfte aus Spaß und ließ mich das merken. Wenn ich mit den Nachbarsjungen im Spitzboden des alten Schuppens hinterm Haus herumkroch, zum Beispiel. Da seien Ratten, und die würden beißen, warnte er uns immer. Aber wir bekamen nie eine zu Gesicht. Und er schalt mich, wenn ich mich beim Versteckspielen in der Hütte des Nachbarhundes verkroch – eines Hundes, ich weiß nicht mehr, wie er hieß, der zeit seines Lebens nie von der Kette genommen wurde und um dessen Hütte herum alles verkotet war. In seiner Hütte roch es ganz typisch, für mich war es der Geruch des Hundes und deshalb angenehm. Er leckte mir das Gesicht und die Hände, schmiegte sich an mich und ließ mich nur schwer wieder los. Ich liebte ihn. So war das bei meinem Opa.

Heute frage ich mich, wie er, der Dick- und Querkopf, der sich mit allen – und das offenbar mit Lust und Freude – überkreuzte und nichts mit seinem kleinbürgerlichen Umfeld gemein hatte, überhaupt in dem Häuschen leben und scheinbar glücklich sein konnte, zumindest in Frieden mit sich. Oder spielte er mir das alles nur vor, tat er das alles nur für mich, seinen »kleinen Schatz«? Früher war das alles für mich kein Problem, aber heute werde ich aus meinem Opa nicht mehr schlau. Frauen übrigens habe ich bei ihm nie gesehen, und Oma hatte ich nie kennengelernt, sie war schon früh gestorben.

Waren die Ferien vorbei, musste ich wieder zurück, zu Vater, Frau Hoffmann und meinem älteren Bruder. Ich wuchs heran. Später, das bekam ich am Rande aus Telefonaten meines Vaters mit, musste Opa sein Häuschen verlassen und in ein Heim, und irgendwann war er gestorben. Ende der 1960er-Jahre war das gewesen. Zu der Zeit war er schon nicht mehr Teil meines Lebens, meine Welt war längst eine andere geworden, mit Schule, Fußball, Ferienfreizeiten, Pfadfindern.

Und dann, über fünfzig Jahre später, Monate nach dem Tod meines Vaters, der vor vielen Jahren schon nach Kanada gegangen war und zu dem ich keinerlei Kontakt mehr hatte, lag dieser Brief in meinem Kasten. Anwaltliche Post. Das Häuschen – mein Bruder hatte sich längst zu Tode gesoffen, war mit dem Leben nicht klargekommen und hatte immer alles auf seine Kindheit und die Eltern geschoben – wäre meins. Ob ich das Erbe annähme? So kam ich wieder nach Rothenfels, das kleinste Städtchen Bayerns – und fraglos eines der schönsten. Als mich der Brief erreichte, hatte ich es komplett aus der Erinnerung verloren. Ob ich mir das Häuschen denn erst einmal ansehen könne, fragte ich den Anwalt am Telefon. Er nannte mir einen Namen, dieser Herr habe den Schlüssel, ich müsse mich nur mit ihm verabreden.

Ich verband die Besichtigung des Häuschens mit einem verlängerten Wochenende in dieser Maingegend. Packte das Rad hinten aufs Auto, sah mir Karlstadt an und Gemünden und hatte telefonisch in einem Gasthof in Lohr ein Zimmer reserviert. Am späten Nachmittag checkte ich dort in dem altertümlichen Städtchen ein – ich wollte langsam »heimkommen« nach Rothenfels, mir Zeit nehmen, Erinnerungen wieder hervorkramen, mich Opa nähern. Es wurde alles anders, als ich es mir gedacht hatte.

Es begann sofort mit meiner Ankunft. »Da haben Sie ja Glück gehabt mit dem Wetter«, empfing mich der Chef des Gasthofs höchstpersönlich, als ich ihn fragte, ob ich mein Rad – das Auto muss man unten am Main vor der Stadt abstellen – über Nacht im kleinen Innenhof parken könne. »Ja, jetzt ist ja die Sonne noch durchgekommen, aber unterm Tag war es schon noch ein wenig diesig«, antwortete ich belanglos, aber schon war es zu spät. Chemtrails. Deshalb sei es so diesig gewesen. Ob mir das noch nicht aufgefallen sei? Die Kondensstreifen der Flieger würden doch immer mehr, immer breiter und hingen viel länger am Himmel als früher. »Ist reine Chemie. Die wollen uns alle vergiften. Ruhigstellen, dass wir nichts merken. Wird uns aber verschwiegen, obwohl es schon vielfach bewiesen wurde. Von Wissenschaftlern.« Es folgten wissenschaftlich klingende Ausführungen, beeindruckende Zahlen über Tonnen und Zusammensetzungen von Giften, wieder Professoren als Beweis, irgendwelche Namen – und plötzlich war die Bundesrepublik nur eine GmbH, das Grundgesetz nicht gültig und Deutschland ein besetztes Land. Weltverschwörung, geheime Mächte, Marionettenregierung, gesteuerte Wissenschaft, Klimawandellüge, Umvolkung, von langer Hand geplanter Bevölkerungsaustausch, dieser ganze Hirnsumpf, und alles hing mit allem zusammen. Himmelvater! Ja, so mein Gastgeber wichtig und gelehrt, als ob er meine Zweifel spürte, *ein* Wissenschaftler genüge, um die *gesamte* Wissenschaft zu widerlegen. Beispiel? Kopernikus. Noch eines? Galileo. Davon, dass es »die Wissenschaft« vor Kopernikus und Galileo überhaupt noch nicht gegeben hatte: kein Plan. Dass diese beiden mit zu den Begründern der modernen Wissenschaft überhaupt gehörten und bis dahin nur die Kirche festgelegt hatte, was auf der Scheibe der Welt wie

und warum stattfindet und stattzufinden habe: nicht den geringsten Dunst. Von Thomas S. Kuhn und seiner *Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* – nichts. Dummheit lebt bis heute auf einer Scheibe, und die Sonne dreht sich um sie. Diese Leute können heute reden, wie sie wollen, und doch beschweren sie sich, man nehme ihnen die Meinungsfreiheit – die sie Andersdenkenden sofort nähmen und sie wegsperren, würde man sie machen lassen. Ich musste an meinen Opa denken, der bei den Nazis damals mehrere Jahre im Gefängnis gesessen hatte, weil er anders dachte und sie Idioten nannte, so hatte es Vater einmal erzählt. Opa selbst hatte nicht über diese Zeit gesprochen. Nie.

Der Kerl schwadronierte endlos vor sich hin. Wie kommt man aus so einem »Gespräch« wieder raus? Gar nicht. Doch dann kam mir das Glück zu Hilfe: Zwei neue Besucher ratterten mit ihren Rollkoffern in den Innenhof, und der allwissensgesegnete Missionschef des Hauses musste sich diesen zuwenden. Weg war ich! Nichts wie hinein ins gemütliche Gewusel des Städtchens. Erst am späten Abend würde ich wieder zurückkommen und mich über den Nebeneingang hinauf in mein Zimmer stehlen.

Zwei Ecken weiter holte ich mir bei einem Italiener ein Eis und wollte mir dann, weil ich darüber gelesen hatte, das *Schneewittchen* ansehen, ein Kunstwerk, das hier in Lohr irgendwo stehen musste. Also sprach ich den erstbesten mir einheimisch anmutenden Passanten an. Wo denn das *Schneewittchen* sei? Wespennest. Abfällige Bemerkungen, Gehässiges, Schmähungen, dann wies man mir vage und unwillig den Weg. Ich musste danach noch mehrere Male fragen, doch wen auch immer ich ansprach, die Reaktion war immer dieselbe. »Des lohnt si ned.« »Kunst soll des sei? A Scheißdreck is des! Und dann ahnu so teuer!« »A

Unverschämtheit!« Ich fand die Skulptur schließlich. Lohr sieht sich ja als Schauplatz des Märchens vom Schneewittchen, und die Lohrer werden mich steinigen, wenn sie mein Urteil je erfahren, aber mir gefiel dieses von Peter Wittstadt geschaffene Kunstwerk außerordentlich. Selten hatte ich eine so kraftvolle, lebensbejahende und auch humorvolle Statue gesehen. Nur den kahlhässlichen Platz, auf den man sie gestellt hatte, empfand ich als eine einzige Beleidigung. Und wieder musste ich ganz instinktiv an meinen Großvater denken. Auch er hätte so eine Skulptur schaffen können, stellte ich mir vor: lustvoll gegen jede Kleinbürgerlichkeit und um sich mit allen anzulegen. Oder verklärte ich ihn? Ich weiß nicht, ob ich ihn je richtig verstanden habe. Jetzt noch viel weniger als vorher. Heute ist er mir eher unheimlich.

Am nächsten Tag fuhr ich die paar Kilometer mainabwärts endlich nach Rothenfels. Ich hatte aus Kindertagen nur noch eine halbwegs konkrete Vorstellung von dem Städtchen, aber es nahm mich sofort gefangen. Eine schmale, enge Kopfsteinpflasterstraße führte in leichtem Schwung durch die zu Füßen der Burg Rothenfels liegende Altstadt. Das Städtchen war viel kleiner, als ich es in Erinnerung hatte. Längst vergangene Bürgerlichkeit ausstrahlende Fachwerkhäuser, das Rathaus ein weit über vierhundert Jahre alter Renaissancebau mit vorgesetzten Säulen, uralte, wunderschöne Geschäftsfassaden wie in Südfrankreich – ich wähnte mich unversehens in einer anderen Zeit. Einer der Ruhe. Und ich erkannte den *Ochsen* wieder, in dem ich für Opa immer die Dannemanns geholt hatte.

Ich schlenderte durch die drei Straßen, mehr hatte die Altstadt nicht. Dass es oben, hinter der über allem thronenden Burg Rothenfels, noch einen weiteren Ortsteil gab, er-

fuhr ich erst später. Die Hauptstraße, die an der Rückseite der unteren, flussseitigen Häuser parallel dazu verlaufende Mainstraße, und hangseitig die schmale, nur im vorderen Teil befahrbare Obere Gasse oder Gess-Gass, also Geißen- bzw. Ziegengasse, ebenfalls halbwegs parallel zur Hauptstraße – das war's. Von der Hauptstraße aus führten immer wieder steile Treppen zwischen den Häusern hinauf.

Auf dem kleinen Platz vor der Kirche, von dem aus auch die Gess-Gass abging, traf ich mich mit Herrn Braun. Er hatte den Schlüssel und wollte mir das Häuschen meines Großvaters zeigen.

Die Keller der kleinen Häuschen hier seien waagrecht in den Hang hineingegraben, erzählte er mir auf dem Weg, gehörten aber oft nicht den Besitzern der Häuser selbst. Denn früher, so Braun, hätten in den Häuschen die ärmeren Rothenfelder gewohnt und ihre Keller an die reicheren verkauft, weil diese zwar ihre stattlichen Bauten entlang der Hauptstraße gehabt hätten, deren Keller aber nicht brauchbar gewesen seien: Sie wurden bei jedem der zwei bis drei jährlichen Hochwasser geflutet. Die Keller hier oben hingegen waren hochwassersicher und entsprechend begehrt. Inzwischen aber habe sich das gewandelt, so Braun, seit man auf dem alten Bahndamm unten die Umgehungsstraße gebaut und in den Durchlässen Spundwände angebracht habe. Jetzt käme kein Hochwasser mehr in die Stadt. »Und dieses hier«, wir standen gerade vor einem kleinen Häuschen, »ist das Ihrige«. Ich hatte es schon von Weitem wiedererkannt.

»Und wem gehört der Keller?«, wollte ich wissen, in der Annahme, auch Opa hätte ihn verkauft.

»Der gehört mit zum Haus«, informierte mich Braun und lachte dabei, »denn dieser Keller ist nicht groß, er

führt nicht, wie fast alle anderen hier, nach hinten in den Berg hinein, sondern endet unter der rückwärtigen Giebelwand.«

Er schloss die Türe auf. Den Geruch erkannte ich schlagartig wieder, er war mir sofort vertraut. Langer Rede kurzer Sinn: Keine acht Wochen später war ich Besitzer des Häuschens. Ebenerdiger Eingang von der Gess-Gass aus, links eine schmale, steile Treppe hinauf, darunter ein Verschlag, Bretter, tapeziert, darinnen ein Waschbecken, das WC, ein Heizwächter. Nach drei, vier Metern eine Bretterwand mit Tür, Opas »Keller«, vielleicht acht, neun Meter bis zur Rückseite des Häuschens, eine Mauer, Ende. Die Treppe hoch gut dreißig Quadratmeter unterm Dachstuhl, ein Fenster vorne raus, jeweils eine Gaube links und rechts, eine Tür hinten direkt in den kleinen Hanggarten, wo auch der Schuppen stand. Opas Warnung vor den Ratten fiel mir wieder ein.

Das war das Häuschen. Na ja, andere Zeiten eben und arme Leute. Das alles hatte seinen besonderen Charme. Gehabt. Zwei Jahre ist das jetzt her.

In den folgenden Wochen verbrachte ich viel Zeit in dem Häuschen. Warf die alten Möbel raus und wollte es mir als kleinen Rückzugsort herrichten. Ich isolierte das Dreieck des Dachstuhls, schliff den rohen Holzboden ab und ölte ihn, ersetzte die einfachen Gaubenfenster durch isolierverglaste – es wurde schön. Lauschtig und romantisch. Sehr brauchbar für das eine oder andere Wochenende, die eine oder andere Auszeit.

Über den Umbaumaßnahmen war es Herbst geworden und draußen schon längst wieder kühl, aber ich hatte mir vorgenommen, vor dem endgültigen Einbruch der kalten Jahreszeit wenigstens einmal dort zu übernachten.

Während der Renovierungsarbeiten hatte ich in meinem Wohnmobil unten an einem Stellplatz am Fluss geschlafen, denn das hatte eine Dusche. Auch wenn es im Häuschen noch keine Küche gab und nur das alte WC, ich wollte den Schlafplatz ausprobieren. Also brachte ich mir einen Futon mit, rollte ihn unter dem Dachdreieck aus und genoss den puristischen Raum. Weiße Wände, geölter Dielenboden, vorhanglose Fenster mit Blick über die Dächer von Rothenfels und weit über das Maintal, sonst nichts. In dieser ersten Nacht träumte ich seit Langem wieder einmal von meiner Mutter. Sie war, wie sie immer gewesen war: zeterete, schimpfte, keifte, machte mir Vorwürfe, nichts war ihr recht, und alles hatte sich absichtlich gegen sie verschworen. Die Begegnung empfand ich als so real, dass ich darüber noch erstaunt war, als ich erwachte. Das Gefühl dieses Traumes begleitete mich fast den gesamten Tag.

Der Herbst ging, der Winter kam, und ich musste, vielleicht bedingt durch die alte Umgebung, gerade dort draußen immer wieder an sie denken.

Mit Beginn des Frühjahrs begann ich den unteren Bereich herzurichten, das Erdgeschoss. Ich riss die Bretterwand heraus, klopfte den Putz im Raum ab, wollte innen eine Schicht Ytong-Steine anbringen, zur Isolierung, nach und nach dann WC und eine kleine Küche einrichten – ich hatte sehr genaue Vorstellungen, wie alles werden sollte. Ich klopfte das ganze Wochenende durch, das störte hier niemanden, denn ich hämmerte ja quasi unter der Erde. Der Container draußen wurde voller und voller, und ich wurde, weil der Putz ungewohnt leicht von der Wand und die Arbeiten deshalb schnell von der Hand gingen, von einer Welle der Euphorie getragen. Jeder, der einmal gebaut hat, kennt dieses Gefühl.

An der hinteren, den Keller abschließenden Wand jedoch wurde ich in meinem Eifer gebremst: Sie bestand aus massiven, gefügten Sandsteinquadern, und an diesen haftete zäh der alte Verputz. Ich kam nur noch zentimeterweise vorwärts – bis auf eine Stelle mitten an der Wand, unter der es hohl klang, weil sich der Putz abgelöst hatte. Diese schlug ich ab – und traf auf Ziegelmauerwerk. Ein zugemauerter Türdurchgang, stellte sich heraus. Ist der Keller vielleicht doch größer, fragte ich mich? Führt er vielleicht, wie bei den Nachbarhäusern, weiter in den Berg hinein? Es war, als hätte ich einen Schatz entdeckt. Mit Fäustel und Meißel bearbeitete ich einen Ziegel und seine Mauerfugen, lockerte ihn, und schließlich, nach mehrmaligem kräftigen Zuschlagen, purzelte er nach hinten und verschwand polternd in seinem schwarzen Loch. Ja, dahinter lag ein Keller! Ich jubilierte. Ich hatte etwas gefunden, von dem niemand etwas ahnte. Mit der Baustellenlampe leuchtete ich ins Dunkel. Nur Fels und tanzender Staub. Ich lockerte zwei, drei weitere Steine und schlug sie hinein, leuchtete wieder. Erkannte ein paar undefinierbare Gegenstände. Müll. Einen Haufen Säcke oder Lumpen, ein paar Holzkisten, einen alten Stuhl. Euphorisiert klopfte ich das Loch größer, Steine purzelten nach hinten, Staub legte sich auf die Bronchien. Endlich war das Loch groß genug, dass ich mich durchzwängen konnte. Mit der Baustellenlampe stieg ich hindurch, zog das Kabel hinter mir her und leuchtete den Kellerraum aus. Vielleicht fünfzehn Meter, schätzte ich, führte der Stollen in den Berg. Überall tanzte Staub. Ich ließ den Schein der Lampe durch den Keller gleiten. Wie wahllos hatte man hier Dinge hinterlassen, so kam es mir vor, und dann irgendwann eingemauert. Aber warum? Ich stöberte in einer der Kisten. Alte Lumpen, ein Lampenschirm, Kleinteile, Schrott. Auch in

den anderen. Ein paar Flaschen lagen herum, unregelmäßiges Glas, handgemacht noch von früher, kaputte Bügelverschlüsse. Ein Gurken- oder Sauerkrauttopf, Steingut, mit Wasserrand, lag zerbrochen neben dem Haufen Säcke hinten, auf einer Kiste ein Kuvert, irgendwelche Papiere darin. Nein, Schätze waren hier nicht zu finden, so mein erster Eindruck. Fast ein wenig enttäuscht stieg ich wieder hinaus, nur das Kuvert nahm ich mit, die Neugier. Die Sachen würde ich mir später sicher genauer ansehen. Ich schmiss die Arbeitshandschuhe auf den Tisch, schüttelte mir den Staub aus den Haaren, klopfte ihn von meinen Arbeitsklamotten und machte mir ein Bier auf. Das hatte ich mir jetzt verdient.

Ich sah hinüber zu dem schwarzen Loch, aus dem spürbar kältere Luft quoll. Warum mauert man so einen Keller zu? Wahrscheinlich genau deswegen: Weil dort nur Kälte herauskommt. Hier würde ich eine dicke Tür einbauen müssen, aber ich freute mich: Jetzt war ich Besitzer eines echten Kellers. Irgendwann nahm ich mir das alte Kuvert vor, wischte mit der Hand über die dünne Staubschicht, sah hinein. Nichts außer einem alten, grauen, labberigen Führerschein. Ich faltete ihn auf – und schlug ihn sofort wieder zu. Verwirrt, aber auch gebannt, elektrisiert. Ansatzlos schwirrten mir tausend Gedanken durch den Kopf. Es brauchte ein paar Sekunden, bis ich wieder gefasst war und ihn erneut aufschlug. Es war der Schein meiner Mutter. Bild, Name, Geburtsdatum, alles stimmte, kein Zweifel.

Was war hier los? Wie kam dieser Führerschein in diesen zugemauerten Keller? Ein ungeheuerlicher Verdacht machte sich breit. Ich sah hinüber zu dem Loch, aus dem die Kälte strömte.

Es half nichts, ich musste dort wieder hinein. Aber ich brauchte noch ein halbes Bier, bevor ich mich aufraffen

konnte, mich traute. Dann gab ich mir einen Stoß, stellte die Baustellenlampe hinein, 400 Watt helles Licht – ich brauchte jetzt Helligkeit, als ob mich das schützen könnte –, nahm noch die starke Stabtaschenlampe und stieg erneut durch das Loch. Sah mich um. Die Kisten, der Gurkentopf, der Stuhl, die Blechteile, meine Augen trautes sich fast nicht weiter.

Dann der Haufen Decken oder Säcke im hinteren Teil. Warum versuchte ich eigentlich, kein Geräusch zu machen, mich leise zu bewegen? Ich hatte Angst. Eine grässliche Befürchtung. Vorsichtig stieß ich mit dem Fuß gegen den stauartigen Haufen, als vermutete ich darin Ratten. Doch nichts geschah. Warum auch sollten in einem zugemauerten Keller Ratten sein? Ich riss mich zusammen, bückte mich und hob mit den Fingerspitzen die zuoberst liegende Decke an, leuchtete mit der Lampe – und schlagartig stockte mir der Atem: eine mumifizierte Hand, ich hatte es sofort erkannt. Ich hatte die Bilder aus der Krypta der Chiesa Madre di San Nicolò in Gangi, Sizilien, noch deutlich vor Augen. Dort hatte ich im letzten Jahr stundenlang und hautnah mumifizierte Körper betrachtet, schauernd und fasziniert zugleich. Denn in Gangi hatten sie jeden einzelnen ihrer Pfarrer der letzten dreihundert Jahre ausgeweidet, getrocknet, mumifiziert und in vollem Gewand in der Krypta an die Wand gestellt und festgebunden, einen neben den anderen, jeder in seiner eigenen Nische. Ledrige, verhärtete Haut, eng um die Knochen gespannt. Manchmal löchrig und zerfranst, die Lippen oftmals abgefressen, gelblange Zähne in Kiefern fletschend, die Augenhöhlen leer, die Köpfe bisweilen mit Draht hochgebunden. Eine dicke Fliege war damals durch die Krypta getorkelt, erinnerte ich mich.

Wenn ... – mein Gott, ja, dann musste der Rest auch da sein. Ich zwang mich und lupfte, Abstand haltend, mit

einem Stöckchen das Ende eines der Säcke an ... der alte Stoff rutschte zur Seite ... ein Hinterkopf erschien, langes Haar ... Entsetzt wandte ich mich ab und stürzte hinaus ans Licht, in den Sommersonntagnachmittag. Atmete tief durch, versuchte mich zu beruhigen. Von Mariä Himmelfahrt drüben läuteten gerade die Glocken. Im Keller lag eine Leiche, kein Zweifel. Womöglich die Leiche von Mutter? Ich sträubte mich gegen den Gedanken, aber wieso sonst das Kuvert, der Führerschein? Doch – wie kam sie dorthin? War deswegen der Keller zugemauert worden ... hatte vielleicht mein so geliebter Opa ...? Was war hier geschehen? Mutter war doch ins Wasser gegangen ...

Ich brauchte ein paar Minuten, um mich zu fangen. Und jetzt? Nichts und niemand hätte mich an diesem Tag mehr in den Keller zurückgebracht. Noch am selben Nachmittag reiste ich ab, Hals über Kopf. Verwirrt, aufgewühlt, voller Fragen. Das Loch in der Wand blieb offen. Die Haustüre versperrt, überließ ich das Häuschen sich selbst. Es sollte über drei Wochen dauern, bis ich das nächste Mal dorthin zurückfuhr, und es kostete mich Überwindung.

In der Zwischenzeit hatte ich viel recherchiert. War bei der Polizei gewesen und hatte nachgefragt, ob es noch irgendwelche Akten zu dem Vermisstenfall meiner Mutter gab. Gab es natürlich nicht nach rund sechzig Jahren. Warum ich jetzt damit käme? Aus reinem Interesse, log ich und bedankte mich. Danach stöberte ich im Zeitungsarchiv und fand auch etliche Meldungen. Sie brachten nichts grundsätzlich Neues – bis auf ein paar interessante Details. Mutter war vermisst gewesen, das Auto hatte man gefunden, Vater hatte man kurzzeitig verdächtigt, der Verdacht jedoch wurde sehr schnell fallen gelassen, da er zu jener Zeit auf Dienstreise gewesen war. Sie hätten eine gute Ehe

geführt, hieß es in einem Artikel, und selbst das nächste Umfeld habe keinerlei Anzeichen für eine Depression sehen können. So etwas aber sei nicht so selten, zitierte man einen Psychologen. Bei Menschen mit Depression beobachte man durchaus öfter, dass sie ihre Erkrankung selbst vor engsten Angehörigen verbergen. Und dass sie sich ab dem Moment befreit fühlten, in dem sie den Entschluss gefasst hätten, ihr Leben zu beenden. Die Beobachtung eines Rothenfelsers, er habe Vater »vielleicht« gesehen, wurde seitens der Behörden als sehr zweifelhaft eingestuft, entnahm ich einer weiteren Meldung, denn der »angebliche« Zeuge sei zu dem Zeitpunkt betrunken gewesen. Zudem habe er seine »angebliche« Beobachtung in der Dunkelheit der Nacht gemacht. Über Opa fand ich nichts außer einer kurzen Bemerkung, in der er beteuerte, seine Schwiegertochter damals schon seit Wochen nicht mehr gesehen zu haben. Und ein Satz blieb bei mir hängen: »Sie war keine gute Frau.«

In diesen Wochen quälten mich meine Gedanken. In meiner Erinnerung war Vater nicht auf Dienstreise, sondern die ganze Zeit daheim gewesen. Doch was kann man schon auf Erinnerungen geben? Auch hatten Vater und Mutter oft Streit gehabt, von wegen »gute« oder »harmonische Ehe«. Und dann der Jähzorn Vaters, seine Gewaltausbrüche auch gegen uns Kinder ... Hatte er vielleicht Mutter erschlagen? Doch wie war sie dann in Opas Keller gekommen? Eingemauert? Fest stand: Opa muss davon gewusst haben. *Mein Opa.*

Auch Opas Aussage »Sie war keine gute Frau« gab mir viel zu denken. Selbst wenn er vielleicht recht hatte: Warum sagt man so etwas? Ich kann mich nicht erinnern, dass er je schlecht über Mutter geredet hätte, und um mich hat er sich immer gut gekümmert. Sehr liebevoll, nachsichtig,

voller Verständnis. Mein Opa war für mich wie ein Heiliger. Vielleicht hatte er etwas gutzumachen? Und warum hat er uns beim Spielen im alten Schuppen hinterm Haus immer vor den Ratten gewarnt?

Solche Fragen haben mich lange gequält, aber sie ergeben wenig Sinn. Doch je mehr ich darüber nachdachte, desto mehr wurde mir bewusst, dass das Verhältnis zwischen Opa und Vater nicht das Beste gewesen war. In Gegenwart von Opa war Vater immer still. Verdächtig still, würde ich heute sagen. Welches Drama hatte sich damals abgespielt – zwischen Vater und Mutter, zwischen Opa und Mutter, zwischen allen dreien? Niemand wird mir je diese Fragen beantworten können.

Als ich mich nach über drei Wochen endlich wieder zu dem Häuschen zurücktraute, war ich nicht allein. Ein sehr guter Freund, ein angesehener Pathologe, dem ich mich anvertraut hatte, begleitete mich. Und während ich nervös eine rauchend auf der Gess-Gass auf und ab ging, begab er sich hinein und stieg mit der Lampe durch das Loch. Er wollte ein paar dieser Haare sicherstellen, die ich gesehen hatte. Ein paar Gewebeproben entnehmen. Und sich den vertrockneten Leichnam näher ansehen. Er brauchte weit über eine Stunde, bis er wieder aus dem Keller kam. Und er sagte nichts.

Schon am nächsten Tag rief er mich an: »Der Leichnam im Keller ist nicht der deiner Mutter.«

»Nicht?!« Jetzt war ich gänzlich verwirrt.

»Nein, ganz sicher nicht.« Es sei die Leiche einer etwa zwanzig-, fünfundzwanzigjährigen Frau, und, das habe er schon bei der Haarentnahme festgestellt, mir aber gestern erst einmal verschwiegen: Sie sei ganz sicher erschlagen worden, ihre Schädeldecke war zertrümmert.

Ich brauchte ein halbes Jahr, bis ich wieder zurück in das Häuschen konnte. Aber nur, um die Wand wieder zuzumauern und zu verputzen, den übrigen Ausbau ließ ich von einer Firma machen. Den Keller selbst habe ich nicht mehr betreten.

Hätte ich vielleicht zur Polizei gehen sollen? Mir Ärger einhandeln? Nein, darauf hatte ich keine Lust. Aber ich suchte. Forschte wieder im Zeitungsarchiv – und stieß auf die Geschichte zweier vermisster Mädchen, beide aus Rothenfels. Die eine, Rosi Braun, galt seit dem Spätherbst 1952 als verschollen. Sie soll ein »leichtes Mädchen« gewesen sein, so schrieb es damals die Zeitung. Die andere, Lieselotte Heindl, seit Frühjahr 1954, »üppig gebaut«.

Warum hatte uns Opa immer vor den Ratten gewarnt? Hatte er ...?

Doch wenn es eine der beiden war? Wo war dann die andere? Noch tiefer hinten im Keller? Das Loch hatte ich längst zugemauert.

Ich selber habe seither nie wieder in dem Häuschen übernachtet, aber ich vermiete es. Wer dort, im wunderschönen Rothenfels, einmal ein Wochenende verbringen will oder einen ganzen Sommer: Rufen Sie mich einfach an.

## Umkleide 36

»Das kann nicht wahr sein!« Schneider pfiff ungläubig durch die Zähne. Vier Augenpaare, seines mit eingeschlossen, beugten sich über die flache Grube, die beim Abraum der alten Bodenbretter und der darunter liegenden Schüttung entstanden war. Schneider war, wie zwei der anderen auch, Mitglied im Förderverein Familienschwimmbad Streitberg e. V., und sie hatten sich, zusammen mit weiteren Mitgliedern des Vereins, am zweiten Samstag im April traditionell in »ihrem« Museumsbad getroffen, um die Überbleibsel des letzten Sommers sowie die Schäden des Winters zu beseitigen. Das Bad auf die neue Saison vorzubereiten. Altes Laub war da zusammenzurechen, Gras aus den Kieswegen zu rupfen, die Betongestelle der Sitzbänke genauso wie die Pfosten der Beckenabgrenzungen neu zu weißeln, die Heckenfüße von Abfall – Eis- und Bonbonpapieren, Getränkedosen, Plastiktütenfetzen etc. –, der sich dort verfangen und angesammelt hatte, zu befreien und das Gestrüpp an den Hängen hinunter zur Wiesent, das sich jedes Jahr wieder ausbreitete, auszureißen und für den Abtransport zusammenzutragen. Außerdem mussten die Risse im Schwimmbecken wieder irgendwie abgedichtet und gestrichen werden. Leuchtend blau lag das leere Becken da. Sie waren viele heute, etliche mehr als in den Jahren zuvor, und die Arbeit war fast schon knapp geworden. So hatten sie sich, die Vereinsmitglieder Schneider, Haubold und der fette Lippert sowie Francke, ein Freund der drei und ebenfalls

Fan des alten Schwimmbades, weil sonst nichts mehr zu tun war, an den Abriss mehrerer Umkleidekabinen gemacht, die noch in diesem Jahr originalgetreu und gemäß den Vorgaben des Denkmalschutzes fachmännisch erneuert werden sollten. Die alten Umkleiden waren nicht mehr zu retten gewesen, waren morsch und verfault und standen schon ganz schief, dem Hang zugeneigt, mit Dächern, deren zig Lagen zerrissener und immer wieder geflickter Dachpappe die wildesten Muster bildete. Auch die Holzabschlüsse zum Boden hin waren weggefault. Die Kleiderhaken aus der Ursprungszeit des Bades, die Türbeschläge, Schließmechanismen, Kabinenummerierungsschilder: Alles, was original noch aus der Errichtungszeit des Bades stammte und für die neuen Holzbauten wiederverwendet werden sollte und musste, war längst abmontiert und befand sich beim Restaurator.

Schneider erinnerte sich an Kindertage, die er in Bädern wie diesem verbracht hatte. In Pottenstein drüben, in Muggendorf, Ebermannstadt oder Gräfenberg. Und auch am Fluss, an der Wiesent. Der Duft von Holzkabinen in der heißen Sommersonne. Die Astlöcher in den Trennwänden, die der Bademeister immer wieder mit kleinen Blechstreifen vernagelte, die aber ganz leicht abzuhebeln waren. Das Herzklopfen, unbeschreiblich, wenn sich endlich einmal jemand in der Nebenkabine umzog. Der Duft des kalten Wassers im Becken, die Fliegen, Falter und Libellen, die ertrunken, manchmal noch mit den Beinen strampelnd oder den nassen Flügeln schlagend, immer an der Oberfläche schwammen. Der Klang des Sprungbretts, die heißen Steinplatten auf den Wegen, auf denen man sich den Bauch verbrannte, wenn man sich nach dem Bad bibbernd und nass zum Wärmen auf sie legte. Das fröhliche Geschrei beim Toben, Spritzen, sich gegenseitig Jagen. Der paradiesische

Geschmack der mitgebrachten dicken Stullen nach Stunden des Badens. Die herrliche Erschöpfung am Abend.

Seine Eltern hatten im Bad in Streitberg damals eine eigene Kabine gehabt. Nummer 123. Sie war quasi Familieneigentum, nur sie hatten dafür einen Schlüssel und kein anderer durfte sie benutzen. Jedes Jahr wurde diese Kabine wieder angemietet. Hier konnte er sein Handtuch lassen, seine Badehose, seinen Rucksack, ein paar Sommer lang hatte der Vater sogar sein Faltboot hier untergebracht. Manchmal baute er es zusammen, trug es hinunter zum Fluss und fuhr damit herum. Manchmal nahm er auch ihn mit.

Die Schneiderkabine Nr. 123 war im Kabinentrakt links vom Eingang gewesen. Er würde im kommenden Jahr erneuert, sofern der Verein das Geld dafür zusammenbekam. Die Kabinen, die sie gerade abrissen, lagen im rechten Winkel dazu rechts des Eingangstürmchens und zogen sich am Weg entlang, der dahinter längs des Badgeländes bergan führte. Folgte man diesem weiter oben nach rechts und in den Wald hinein, gelangte man nach einem steilen Anstieg zur Neideck, der Ruine einer ehemaligen Adelsburg aus dem Hochmittelalter. Nach dem Bauernkrieg 1525, den die Burg, damals Amtssitz der Bischöfe von Bamberg, noch überstanden hatte, war sie im Zweiten Markgrafenkrieg 1553 von Soldaten des Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach, Albrecht Alcibiades, gebrandschatzt worden. Seither war sie Ruine und 350 Jahre lang auch Steinbruch und Selbstbedienungslager für das gesamte Tal. Wer weiß, in wie vielen Gebäuden der umliegenden Dörfer und Gemeinden Baumaterial aus der Neideck steckte.

Schneider hatte seine Arbeitshandschuhe ausgezogen und in seine linke Gesäßtasche gesteckt, aus der nun die leeren

Finger winkten. Der hintere Teil des Traktes, an dem sie gerade arbeiteten, der mit dem »Abseifraum Frauen«, dem »Abseifraum Männer« und einer Sammelumkleide endete, sollte ebenfalls erst im kommenden Jahr in Angriff genommen werden. Für den vorderen Teil hatte der Verein das Geld schon zusammen. Den rissen sie ab. Schneider wischte die Hände an der Hose ab und sah die anderen an. Haubold scharrte noch einmal ungläubig mit der Schaufel in der freigelegten flachen Grube, bewegte die Fundstücke sachte hin und her, Lippert, fettleibig, wischte sich mit einem Tuch den Schweiß aus dem Nacken, und Francke, im normalen Leben Inhaber einer Allgemeinarztpraxis, schüttelte nur leise den Kopf.

»Das ist eindeutig ein menschlicher Schädel. Eingeschlagen auf der rechten Seite, seht ihr?« Dazu deutete er mit seinem Spaten auf das Fundstück. »Und das sind eindeutig menschliche Knochen. Hier Oberarm, hier Elle und Speiche, Schlüsselbein, Handknochen ...« Er hatte sich hinge kniet und schob mit der Hand vorsichtig Erde beiseite. Gut und gern zwanzig Frauen und Männer in abgetragener Arbeitskleidung, sämtlich Freiwillige für den Aufräumsamstag, standen inzwischen um die vier herum und blickten sich gegenseitig über die Schultern. Der Fund hatte sich sofort herumgesprochen.

»Wir müssen die Polizei benachrichtigen. Niemand darf das hier mehr berühren.« Schneider fingerte sein Handy aus der Hosentasche und wählte die 110.

Bis zum Eintreffen der Streife – sie kam zehn Minuten später mit Blaulicht und Sirene den schmalen Weg über die Holzbrücke unten und zum Bad heraufgebrettert, als würde bei diesen alten Knochen irgendetwas eilen – machte die Mannschaft einstweilen Brotzeit. Die Metzger Schatz und Hübschmann aus Ebermannstadt hatten Leberkäs spen-

diert, Fleischküchla, Schnitzel und Scheiben gegrillten Bauchs, alles verpackt in warmhaltende Alufolienpakete, aus denen der Saft tropfte, die Schwanenbräu zwei Kisten Getränke, überwiegend Bier, und die Semmeln waren von der Bäckerei Hetz.

»Prost.«

»Prost.«

»Zum Wohl.«

»Prost.«

Haubold sah sich um. »Sag mal«, fragte er dann und wandte sich an einen aus dem Vorstand des Vereins, »hing hier nicht früher mal eine Gedenktafel für Thomas Dehler?« Er deutete auf einen der Stützbalken links neben dem Eingang.

»Ja, aber die haben wir abgenommen.«

»Abgenommen? Wieso?«

Als Antwort bekam er nur ein Schulterzucken, gepaart mit einem vielsagenden Lächeln.

»Willst du's mir nicht sagen?«

»Damit sie nicht geklaut wird im Winter. Die kommt jetzt wieder dran.« Der dicke Lippert, bluthochdrücklerisch rotes Gesicht, hatte den kurzen Dialog mitgehört und hakte nach: »Thomas Dehler? Wer war das noch gleich?«

»Ein FDP-Politiker. War bis 1953 Justizminister.«

»Und warum hing für den hier ne Gedenktafel?«

»Na, erstens war er Oberfranke, geborener Lichtenfelser. Und dann ist er uns hier am 21. Juli 1967 abgesoffen.«

»Im Schwimmbecken?«

»Ja, Herzinfarkt beim Baden.«

»Und die will jemand klauen?«

Der Mann neben dem aus dem Vorstand lächelte nur und schüttelte den Kopf. »Das ist im Moment unser geringstes Problem.«

»Wieso? Wo hakt es denn sonst noch?«

»Die wollen unser Bad zumachen. Schließen.«

»Schließen? Diese Perle? Wieso?«

»Die Experten vom Landratsamt waren hier. Mit Verstärkung aus dem Landesamt für Gesundheit und Lebensmittelsicherheit Erlangen.«

»Gesundheit und Lebensmittelsicherheit? Die beurteilen Bäder?«

»Nein, die haben das Bad nicht beurteilt. Die kamen mit einem fertigen Urteil hierher. Haben alles schon vorher gewusst, haben sich nichts richtig angesehen, haben auch nicht zugehört, nichts. Nur ... – nein, ich darf da nichts sagen, sonst komme ich in Teufels Küche. Aber das Ende vom Lied war: Sie haben unserem Bad einen, so wörtlich, »katastrophalen Zustand« bescheinigt. Schwarz auf weiß und mit Stempel. Wollen es schließen lassen.«

»Unser Bad schließen? Das schönste Bad der gesamten Fränkischen Schweiz? Dieses Kleinod und Relikt aus einer anderen Zeit? Die haben sie doch nicht alle. So etwas wie das hier findest du doch in ganz Deutschland nicht mehr.«

Sie wurden unterbrochen, denn die Polizisten stürmten herein. Die sahen die Gesellschaft beim Brotzeiten, stoppten, guckten erstaunt, schauten sich um. Wirkten verunsichert, kamen sich sichtlich blöd vor. »Äh ... wir wurden informiert ... äh, hier soll eine Leiche sein?«

Natürlich hatte das Bad eine Technik von anno dunne-mal, es stammte ja schließlich aus dem Jahr 1930. Aber gerade das machte doch seinen Charme aus, seinen Reiz, dachte sich Francke. Sterile Badlandschaften mit Edelstahl, Glas und Beton, Zierschotterrabatten und all diesem modernen, charakterlosen Scheiß gab es doch genug. Aber so etwas wie das hier, so etwas Harmonisches, Herzerwär-

mendes, die Seele Erfreuendes? Ja sicher, es wurde nicht beheizt, die Wassertemperatur lag bei knapp über 20 °C, manchmal war es so kalt, dass nur die Enten drin schwammen, gechlort wurde per Hand, wöchentlich einmal wurde das Wasser komplett ausgewechselt, einfach über Nacht, das alte ab in die Wiesent, das neue direkt aus dem Berg rein ins Becken mit seiner blauen Ölfarbe und den schiefen Wänden, und nach neun Stunden war alles frisch. 85 Jahre lang war das gut genug gewesen – und jetzt kamen diese Klugscheißer aus der Universitätsstadt herüber und beugten Pandemien vor, Seuchen und Reihenvergiftungen? Streptokokkeninvasionen, Hepatitis-A-Masseninfektionen und Tollwutwundstarrkrampfdurchfallepidemien? Die hatten doch Scheiße gefressen, das konnte man nicht anders sagen. Verbeamtetes Paragrafenexekutionskommando. Oder hatte Thomas Dehler sich damals vergiftet, weil er Wasser geschluckt hatte? Nein, sein Herz hatte schlappgemacht, weil es nicht mehr fit war. Konnte jedem passieren, immer und überall. Wo waren denn die vielen aufgrund katastrophaler Hygienemängel massiv Erkrankten aus den letzten 40, 50 Jahren? Die Arztpraxen und Krankenhäuser der gesamten Umgebung konnten sich ja, sobald das Bad seine Pforten geöffnet hatte, nicht mehr davor retten. Er in seiner Praxis drüben in Ebermannstadt zumindest hatte noch nicht einen Einzigen dieser Masseninfizierten behandelt. Keine Ahnung, wo all diese lebensgefährlich Infizierten immer hingingen. Nein, das war nicht zum Aushalten, was diese Schreibtischtäter trieben, dachte er sich. Aber man hat keine Chance, gegen sie vorzugehen, Vernunft schien nichts mehr zu zählen. Die desinfizierten sich wahrscheinlich die Hände vor, beim und nach dem Essen. Immer alles steril. Deutscher als die konnte keiner sein. Warteten sicher auch früh um halb vier

fünf Minuten vor der roten Fußgängerampel, obwohl kein Mensch unterwegs war.

Sie zeigten den Polizisten den Fundort. Die telefonierten, sperrten das Terrain ab, warteten. Eine knappe Stunde später war das Gelände voller Menschen, die pinselten, spachtelten, bliesen, kehrten, auf den Knien herumrutschten, beratschlagten, Schildchen beschrifteten, Marken platzierten, skizzierten, maßen, kartografierten, fotografierten. Schwitzten. Um ein Bier baten. Knochen in beschriftete Tütchen steckten, Tütchen in Kartons legten. Viereinhalb Stunden später war der ganze Spuk vorbei. Polizei und Spurensicherung waren abgezogen, der Forchheimer Blümlein hatte den Fall übernommen. Amseln zeterten einer Katze hinterher, der Zaunkönig fand Unterschlupf im Gebüsch, ein Rotkehlchen knäckerte, und ein erster Buchfink schmetterte sein lautes Lied aus dem Wald herüber. »Ich-ich-ich-ich-ich-ich-ich-ich-ich-ich-pfeif-auf-die-Regierung!«, bedeutete der Ruf dieses Vogels, hatte Franckes Mutter immer gesagt.

Der Arbeitstrupp der Freiwilligen hatte das Familienbad längst verlassen, und endlich konnte der gemeindliche Bademeister wieder absperren. Man wollte sich, so hatte man es besprochen, am Samstag darauf noch einmal hier treffen, um wenigstens die Frühjahrsputzarbeiten zu beenden. Den Abriss der diesjährig zu erneuernden Kabinen würde im Lauf der Woche die Baufirma übernehmen. Doch wer war die Leiche, deren Überreste man hier gefunden hatte?

Das Ergebnis aus der Erlanger Gerichtsmedizin kam am Dienstag und wurde von Blümlein zur Veröffentlichung freigegeben. Am Mittwoch stand es in der Zeitung. Die Überreste gehörten zu einem unbekanntem, etwa 50-jährigen Mann, Körpergröße unter eins sechzig, stämmig, eine Person, das zeigten Knochen und Gelenke, die zeit ihres Lebens

körperlich sehr schwer gearbeitet hatte, und sie lagen seit mindestens fünfzig, wahrscheinlicher aber zwischen sechzig und achtzig Jahren dort in der Fundamentschüttung. Tod eindeutig durch Einwirkung massiver stumpfer Gewalt gegen den Schädel: Er war rechtsseitig eingedrückt. Die Polizei vermutete, dass die Person während der Bauzeit, also 1930 oder 1931, dort vergraben worden war. Man habe noch keine Anhaltspunkte, wer die Person war, noch recherchiere man.

Am Donnerstag meldete sich auf der Polizeistation Forchheim eine junge Frau mit einem zirka zweijährigen Kind, das permanent quengelte. »Ich glaube, ich weiß, wer die Person ist, die Sie gefunden haben.«

»Ja?«

»Mein Urgroßvater.«

»Name, Adresse?«

Die Frau wirkte verunsichert. »Adresse? Mein Uropa ist seit 85 Jahren verschollen, seine Leiche wurde nie gefunden. Da gibt es keine Adresse. Freudlos Franz Alois, geboren am 2. April 1877, aus Trainmeusel. Verschwunden am Palmsonntag, 20. März 1932. Mit fast 55 Jahren damals.«

»Wie kommen Sie darauf, dass das Ihr Urgroßvater sein könnte?«

»Weil meine Oma, seine Tochter, zusammen mit ihrer Mama ihr Leben lang nach ihm gesucht und auf ihn gewartet hat. Sie ist 2004 mit neunzig Jahren gestorben.« Das Kind quengelte und wollte wieder hinaus, die junge Frau wischte sich eine Träne aus den Augen. Sie war aufgeregt. Man bat sie, sich zu setzen und einen Moment zu warten, der sachbearbeitende Beamte käme gleich. Zehn Minuten später wurde sie von Blümlein abgeholt und in ein Neben-zimmer geführt.

»So, hier sind wir ungestört. Jetzt erzählen Sie doch einmal.«

Das Kind hatte inzwischen den Papierkorb entdeckt und nutzte ihn als Spielplatz. Leerte ihn aus.

»Am 20. März 1932, es war der Palmsonntag, war mein Urgroßvater, so erzählte es meine Oma immer, in Forchheim gewesen auf dem Viehmarkt. Der fand dort immer am Sonntag vor Ostern statt.«

»Hm.« Blümlein machte sich Notizen, sah sie an.

»Er hatte zwei Jungbullen dabei und drei Milchkühe. War schon am Nachmittag vorher losgezogen und hatte das Vieh hinübergetrieben in die Stadt. Zu Fuß. So hat es meine Uroma erzählt.«

»Er hätte ja wahrscheinlich auch mit der Eisenbahn fahren können«, warf der Beamte ein, »die hatten doch sicher auch Viehwaggon.« Die junge Frau schien nicht zu verstehen, schaute nur fragend.

»Ach, vergessen Sie's, war eine unsinnige Bemerkung.« Blümlein schämte sich dafür und wischte die Bemerkung mit einer Handbewegung vom Tisch. Manchmal war er einfach nur blöd. »Ihr Urgroßvater, Franz Alois Freudlos, war also am 20. März 1932 in Forchheim.«

»Ja, auf dem Viehmarkt dort. Und er hat alles verkauft, was er dabei hatte. Zwei Jungbullen und drei gute Milchkühe. Das war außergewöhnlich in dieser schlechten Zeit.«

Blümlein hörte zu. Versuchte sich die Zeiten damals vorzustellen.

»Er hat dann, das taten die Männer wohl immer, in den verschiedenen Wirtshäusern und Brauereien Forchheims reichlich getrunken. Bier und wahrscheinlich auch Schnaps. Er hatte unerwartet gute Geschäfte gemacht, viel Geld eingenommen, und das musste gefeiert und begossen werden.«

Blümlein ahnte, was jetzt folgen würde.

»Irgendwann nachts muss er sich auf den Heimweg gemacht haben mit seinem Rausch und dem vielen Geld, das haben damals etliche bezeugt. Seitdem aber war er verschwunden. Er ist nie daheim angekommen, droben in Trainmeusel.«

Blümlein dachte nach. »Warten Sie bitte einen Moment. Ich bin sofort zurück.« Er verließ den Raum. Das Kind räumte inzwischen den Papierkorb wieder ein und schien Spaß daran zu haben. Keine zwei Minuten später kam er zurück. »Könnten Sie mir bitte die Reihe Ihrer Vorfahren von Ihrem Urgroßvater bis zu Ihnen hin aufzeigen? Wir wollen versuchen, mittels der DNA die Verwandtschaft festzustellen. Natürlich nur, wenn Sie dazu bereit sind.«

Die junge Frau verstand nicht recht. »Die DNA? Wofür? Was muss ich dafür tun?«

»Die Gerichtsmedizin kann über die DNA den Grad der Verwandtschaft zwischen Ihnen und den gefundenen Überresten feststellen – sie kann also feststellen, ob es sich bei der Leiche tatsächlich um Ihren Urgroßvater handelt oder nicht. Alles, was wir von Ihnen dafür brauchen, ist ein Abstrich aus Ihrem Mund. Ein paar Tropfen Speichel. Einverstanden?« Er reichte ihr das Stäbchen.

»So, und jetzt zur Verwandtschaftslinie.«

Die junge Frau überlegte. »Meine Großmutter, Aloisia Freudlos, seine, also Franz Alois' Tochter, wurde 1914 geboren, da war ihr Papa schon 37. Sie heiratete mit 18, noch im Jahr seines Verschwindens, hinüber nach Gasseldorf, einen Ludwig Pfeifer, bei dem sie arbeiten und der sie ernähren konnte. Sie hatten ja damals nichts mehr. 1935 bekam sie meinen Vater, Fred Pfeifer. Der heiratete 1962 hinüber nach Unterleinleiter, eine Gastwirtstochter. Die beiden bekamen

dann 1992 mich, Sieglinde Pfeifer. Ich heiratete 2014 nach Forchheim, Matthias Penning, einen Heizungsbauer, und 2016 bekamen wir ihn hier, unseren Markus.« Sie deutete auf das Kind, das den Papierkorb inzwischen wieder ausgeleert hatte.

Blümlein hatte mitgeschrieben und las ihr die Reihenfolge noch mal vor. Sie nickte.

»Tja, das wär's dann schon für den Moment.«

»Und wann kann ich mit einem Ergebnis rechnen?«

»So wie unsere Gerichtsmedizin arbeitet, spätestens übermorgen.«

»Also am Samstag?«

»Nein, stimmt, dann schätzungsweise doch schon morgen. Die lassen selten Arbeit übers Wochenende liegen. Okay, Ihre Daten habe ich, ich werde mich bei Ihnen melden. Ganz lieben Dank, dass Sie gekommen sind.«

Und tatsächlich, am folgenden Vormittag lag das Ergebnis bereits vor. »Wir haben einen Verwandtschaftskoeffizienten von 0,125«, berichtete die Gerichtsmedizinerin.

»Und was bedeutet das?«

»Eine Wahrscheinlichkeit von 12,5.«

»Für was?«

»Dass die Überreste tatsächlich die von Franz Alois Freudlos sind, dem Urgroßvater dieser Sieglinde Penning. Der Koeffizient sagt etwas über den Verwandtschaftsgrad aus.«

»Aha.« Blümlein schien noch nicht ganz überzeugt.

»Und das ist viel? Oder hoch? 12 Komma Zerquetschte?«

Die Gerichtsmedizinerin am anderen Ende der Strippe lachte. »Ganz, wie man es sieht.«

»Was heißt das?«

»Nur mal ein Beispiel. Wir haben hier eine Verwandtschaft über vier Generationen vorliegen, richtig? Da ist so ein Koeffizient vor allem dann aussagekräftig, wenn die Personen sich über die ganze Welt verstreut haben, verstehen Sie?«

Der Polizist verstand nicht.

»Schauen Sie, im vorliegenden Fall haben sich die Personen nur in einem Umkreis von fünfzehn oder zwanzig Kilometern bewegt.«

Blümlein verstand immer noch nicht. Die Gerichtsmedizinerin unternahm einen neuen Anlauf. »Also noch mal: Ich bin aus Ebermannstadt. Meine Ahnenlinie zieht sich von Muggendorf über Streitberg nach Dürrbrunn hinauf und wieder hinunter nach Ebermannstadt.«

»Ja und?«

»Ich habe spaßeshalber den Test auch mit meiner DNA gemacht.«

»Und?«

»Mit einem ganz ähnlichen Ergebnis.«

Jetzt schien Blümlein zu verstehen. »Das heißt, Sie sind mit den Knochen genauso verwandt wie Frau Penning.«

»Nicht ganz, bei mir würde ich noch eine weitere Generation dazwischen sehen.«

Der Beamte überlegte einen kurzen Moment. »Das heißt also, die gesamte Fränkische Schweiz ist irgendwie miteinander verwandt. Alle haben in der Vergangenheit immer wieder von einem zum anderen Dorf hinübergeheiratet, und die Beziehungen spannen sich wie ein Netz über alles, und alle sind mit jedem verwandt ... irgendwie.«

»So könnte man das sagen.«

»Also Inzucht.«

»Keineswegs, das habe ich nicht gesagt. Eher das Gegenteil ist der Fall: Durch das immer wieder frische Blut, das

durch diese Heiraten mit Personen aus den Nachbarorten hinzukam, hat sich ein sehr gesundes und resistentes Völkchen gebildet.«

»Bio-Franken sozusagen.«

Da nahm die Stimme der Gerichtsmedizinerin plötzlich einen sehr ernsten Ton an. »Nein, in diesen Jargon werden Sie mich nicht locken. Es liegen nur, wie überall auf der Welt, sehr weit verzweigte, alles durchdringende Verwandtschaftsbeziehungen vor. Jeder Mensch hat die. Nur: Wenn sich Menschen über mehrere Generationen nicht über größere Distanzen fortbewegen, vielmehr eher in der Gegend bleiben und dort ihr familiäres Leben führen, dann steigt die Wahrscheinlichkeit einer Verwandtschaft über fünf, sechs, sieben Ecken.«

»Kann ich Frau Penning nun sagen, dass es sich um die Überreste ihres Urgroßvaters handelt?«

»Sie können ihr sagen, dass es sich mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit ... ich würde sagen, in Anbetracht der Koinzidenzen, also der Umstände, des Fundorts, der zeitlichen Kongruenz, der Tatsache, dass es sich um den einzigen Vermissten in diesem Zeitraum handelt, des eingeschlagenen Schädels, des Mitführens einer hohen Summe Bargeld etc. pp., da wissen Sie mehr als ich, also dass es sich mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit um ihren Urgroßvater handelt.«

»Ich danke Ihnen.«

Blümlein stellte sich vor, wie das damals wohl gewesen war. Freudlos hatte sein Vieh verkauft, hatte viel Geld im Beutel, saß in den Kneipen und betrank sich, feierte seine Abschlüsse und prahlte vielleicht auch mit seinem Geld, und irgendwann dann in der Nacht, als man ihn aus der letzten Kaschemme rausschmiss, machte er sich auf den

Heimweg das dunkle Wiesental hinauf nach Trainmeusel. Aber er schaffte es bloß bis Streitberg, nur bis zur Baustelle des Bades damals. Dort hat ihn einer, der ihm gefolgt sein musste oder der ihn auf dem Weg bis dorthin begleitet hatte, denn woher hätte sonst jemand wissen sollen, dass er viel Geld mit sich führte, eine übergeben. Ihm den Schädel zertrümmert, ihm das Geld abgenommen, ihn auf der Baustelle des Bades verscharrt.

So ungefähr musste es gewesen sein. Er überflog noch einmal den Text zur Geschichte des Bades auf der Website »familienschwimmbad.de.« Nein, so konnte es nicht gewesen sein! Das Bad war am 6. Juni 1931 eröffnet worden, las er hier. Freudlos aber war in der Nacht vom 20. auf den 21. März 1932 verschwunden. Also fast ein Jahr später. Und zu einer Jahreszeit, zu der das Bad mit Sicherheit noch geschlossen war. Was schrieb das Internet über das Wetter im März 1932? *Wie im Vorjahr beginnt auch der Frühling mit zu kühlem Wetter. Im März liegt die durchschnittliche Temperatur erst bei 1,2 °C.*

Hatte er eine Chance, hier noch mehr herauszubekommen? Machte es überhaupt Sinn, dieser nun schon 85 Jahre zurückliegenden Tat nachzuforschen? Er sah sich die Aufzeichnungen und die Fotos vom Fundort noch einmal an. Die Kabinen waren abgerissen, die Grundrisse der einzelnen Abteile waren noch zu erahnen. Er legte den Aufriss des Bades daneben und zählte die Kabinen ab. Einmal von vorne und einmal von hinten. In beiden Fällen kam er auf Kabine 36. Warum war der Leichnam in dieser Kabine verscharrt worden? Warum war er nie entdeckt worden in all der Zeit danach? Warum war dem Mieter dieser Kabine damals nicht aufgefallen, dass der Boden herausgerissen worden sein musste und wieder neu gemacht, denn der

Leichnam musste ja irgendwie unter die Erde gekommen sein. Oder – war es ihm vielleicht sogar aufgefallen und er hatte sich irgendwo darüber beschwert, dass jemand in seiner Kabine ...? Gab es vielleicht noch irgendwelche Aufzeichnungen darüber? Ohne lange zu überlegen, rief er in Streitberg an. Ob es dort ein Gemeindearchiv gebe?

»Freilich, wir haben hier ein Archiv. Das Gemeindearchiv Wiesenttal-Streitberg.«

»Und wie weit reicht das zurück?«

»Wie weit brauchen Sie es denn?«

»Na, ich würde sagen, so bis 1930?«

»Ach, machen S' aweng Naziforschung?«

»Nein, es geht mir mehr um das Streitberger Bad.«

»Ach, wegen der Leiche, gell? Das hat ja in der Zeitung gestanden.«

»Genau.«

»Ich glaube, da muss ich Sie enttäuschen.«

»Warum?«

»Da haben wir nicht viel, das haben wir alles an den Heimatverein abgegeben. Da liegt es wenigstens nicht bloß rum. Wir haben hier nur noch ein einziges Buch zum Familienbad aus der Zeit.«

»Ach ja? Und was ist das für eines, wenn ich fragen darf?«

»Eher Buchhaltung, würde ich sagen.«

»Was heißt das konkret?«

»Da stehen die Vermietungen der Kabinen drin. Wer welche Kabine gemietet hat und wann, wer wann wie viel bezahlt hat oder nicht, ob es Schäden gab oder nicht, Reklamationen und so. Alles, was man sich so denken kann. Da hatten die vom Heimatverein kein Interesse dran.«

Blümleins Puls hatte sich spürbar beschleunigt. »Ich komme einmal vorbei.«

»Wann?«

»Gleich, wenn es geht.«

»Ne gute Stunde bin ich noch da.«

Knapp 30 Minuten später blätterte er sich durch die Kladde. Bewundernswert, mit welcher Akribie und in welcher gestochen scharfer Handschrift damals Buch geführt wurde. Kabine 36, Kabine 36, Kabine 36 ... – da hatte er sie. Ein kurzer Eintrag nur. »1931 vermietet auf ein Jahr an ...« »1932 vermietet auf ein Jahr an ...« Dritter Eintrag: »Vermietet auf 70 Jahre für Kinder und Kindeskinde an ...« Kein weiterer Eintrag mehr.

Vermietet auf 70 Jahre! Und er kannte den Namen, eine hochgeehrte Persönlichkeit damals, im Nachbarort drüben hing sogar eine Gedenktafel für sie. Ihn.

Blümlein schlug das Buch wieder zu, gab es der Amtsbediensteten zurück.

»Und, haben Sie gefunden, was Sie gesucht haben?«

Blümlein schüttelte den Kopf. »Nein, leider nichts von Bedeutung.« Er würde den Namen sofort wieder vergessen. Denn was würde er losstreiten, wenn er mit seinen Erkenntnissen an die Öffentlichkeit ginge? Er wollte es sich gar nicht vorstellen. Nein, Alois Freudlos war seit 85 Jahren tot, und keiner aus seiner Generation lebte noch. Warum sollte Blümlein die Vergangenheit aufwühlen?

Die sterblichen Überreste von Franz Alois Freudlos wurden an Sieglinde Penning übergeben, sie ließ sie einäschern. Auf dem Friedhof in Ebermannstadt fand ihr Urgroßvater seine letzte Ruhe, eine kleine Tafel erinnert heute an ihn und an den geheimnisvollen Mord auf dem Heimweg. Alles andere ging niemanden etwas an. Das Geheimnis von Kabine 36 würde Blümlein dereinst mit ins Grab nehmen. Es war besser so.

Wie viele solcher Geschichten es wohl im Fränkischen gab, in den Tälern der Fränkischen Schweiz? In jedem Ort mindestens eine.

## Der Selbstmord

Er sah sich die Fotos, die er damals gemacht hatte, noch einmal ganz genau an, eines nach dem anderen, und dann ging er wieder durch das Skript des Vortrags dieses Gerichtsmediziners. Wie gut, dass er sich bei der Bildungsnacht der Volkshochschule letztes Jahr in der Tür geirrt hatte und in diesem statt in dem Vortrag über die Milchstraße gelandet war. Und dann hatte ihn der dicke Wannbachers Josef eines Nachts ganz aufgeregt angerufen und gesagt, er solle sofort kommen, sein Vater habe sich aufgehängt und er habe Angst allein in dem großen Haus und es sei alles so furchtbar und schrecklich.

Ob er denn schon einen Arzt gerufen habe?

Nein, aber das wolle er gleich machen. »Paul, komm, Paul, komm ganz schnell, das ist alles zu unheimlich!« Also hatte sich der Paul eine Jacke übergezogen und war hinübergegangen zum Josef. Mitten in der Nacht.

Komisch, fiel ihm jetzt wieder ein, wie er so darüber nachdachte, von Traurigsein hatte der damals nichts erwähnt. Und geheult hatte er auch nicht, nicht eine einzige Träne hatte er um seinen Vater vergossen, nicht einmal zur Beerdigung. Die zwei hatten aber auch nie ein gutes Verhältnis miteinander gehabt. Und dass der Wannbachers Josef in dem Alter noch bei seinem Vater wohnte, die Mutter war ja schon vor Jahren gestorben, lag auch nur daran, dass der Josef nichts arbeitete. Wie sollte der auch etwas arbeiten mit seinen sicher vier Zentnern. Der saß doch nur daheim

und aß Wurstbrot oder Gummibärchen, schaute fern und trank Bier. Oder er ging ins Wirtshaus, zum Toni rüber, und tat dort das Gleiche: trank Bier. In den letzten drei Jahren war der Josef immer fatter und fatter geworden.

Es war am Nachmittag um drei, und er musste schon das Licht andrehen. Saublöde Jahreszeit, er mochte sie nicht. Wenn die Sonne erst am Vormittag aufging, den Tag nicht richtig erhellte und sich am Nachmittag schon wieder dem zähen Grau geschlagen gab und sich zurück hinter den Horizont verzog. Als ob es dort schöner wäre. Dazu wehte seit Tagen schon dieser unangenehm kalte Wind aus Nordost und kroch einem unter die Kleider und auf die Haut, sobald man nur vor die Haustür trat. Selbst drinnen hatte man das Gefühl, dass die Kälte von draußen zwischen Fenster- und Türritzen hindurch in die Räume und unter die Wärme der Heizung drang. Dabei war es ja eigentlich gar nicht so richtig kalt, das Thermometer zeigte noch nicht einmal auf unter null. Gefühlt aber war es viel kälter. Unangenehm. Der Himmel war nur noch grau, grau, grau. Wenn es nur wenigstens schneien würde. Das aber zeichnete sich nicht ab, die Wetterlage sollte auch über die Weihnachtsfeiertage hinweg anhalten und sich nicht verändern.

Die Fotos wölbten sich und spiegelten. Er hatte sie beim Lidl machen lassen, Hochglanz, vielleicht hätte er besser matte bestellt. Aber Hochglanz wirkte immer schärfer. Paul Auer drehte die Schreibtischlampe zur Seite und schaltete zusätzlich das große Licht an. So war es besser. Foto um Foto sah er sich an, Detail um Detail. Wie gut es doch war, dass er in der Nacht alles so genau fotografiert hatte. Sie hatten den alten Wannbacher abgenommen und auf die Ärztin gewartet, und zuvor hatte Paul gesagt, denn der Alte war ja längst tot, als er ihn gefunden hatte, dass es für die Ärztin sicher

besser sei, wenn sie das alles fotografierten, damit sie sich ein richtiges Bild machen könne, wie der Alte sich erhängt hatte. Sie konnten ihn doch auch nicht so hängen lassen, wer weiß, wie lange die Ärztin bis hier hinaus brauchte. Es waren immerhin mehr als vierzehn Kilometer von Neustadt bis hier zu den zwei Gehöften an der Aisch. Und es war nachts.

Wie hatte der Kriminalist – war er eigentlich Professor gewesen oder nur Doktor? Paul wusste es nicht mehr – gesagt, nannte man diese Art des Tötens? Er suchte in seinen Notizen, die er sich während des Vortrages in seinem Notizbuch gemacht hatte, nach dem Begriff. Irgendwo hatte er ihn sich notiert. Ja, da stand er: Burking. Benannt nach – nein, nicht nach James Lee Burke, dem amerikanischen Krimiautor, obwohl das auch passen würde, sondern nach dessen Namensvetter William Burke, einen am 28. Januar 1829 im schottischen Edinburgh hingerichteten Iren, der zusammen mit seinem Kompagnon William Hare in den Jahren zuvor sechzehn Menschen umgebracht hatte. Auf eine Art, die als Mord kaum nachweisbar war. Sie hatten sich auf Brustkorb und Bauch ihrer Opfer gesetzt oder gekniet, ihnen mit ihrem ganzen Körpergewicht den Thorax komprimiert und so das Atmen nahezu unmöglich gemacht und ihnen gleichzeitig noch Augen, Mund und Nase zugehalten. Um die Leichen dann an die Anatomie zu verkaufen, wo sie aufgeschnitten und zu Studienzwecken zerlegt wurden. Dieses Burking wird heute noch in etlichen Armeen der Welt bei der Nahkampfausbildung gelehrt und geübt, und es ist auch eine Foltermethode. Hatte der Spezialist für Kriminalfälle erzählt. Professor oder Doktor, irgendeinen Titel hatte er gehabt. Burking.

Wieso Paul Auer überhaupt seinen Foto dabeigehabt hatte in dieser Nacht, konnte er gar nicht sagen. Der Apparat

hatte sich einfach in der Tasche befunden, die er immer bei sich trug. Vom Dorffest zwei Tage zuvor wahrscheinlich noch, auf dem er gewesen war und auf dem er ein paar Fotos gemacht hatte. Da hatte er auch mit dem Wannbachers Josef zusammengesessen. Der hatte schon ziemlich viel getrunken und nur Unsinn gelallt. Außerdem hatte er unflätig über seinen Vater, den alten Alois Wannbacher, hergezogen und ihn beschimpft. Dass der so geizig sei und immer nur fordere, dass er ihn früh aus dem Bett jage und immer nur anschaffe. Mach dies und mach das und mach jenes. Mach nicht so langsam, mach schneller, und ich möchte es einmal erleben, dass du etwas richtig machst, sei nicht so faul, friss nicht so viel und vor allem nicht immer, vielleicht denkst du ja auch einmal mit, und man muss dir nicht immer alles sagen, und solange du hier in meinem Haus lebst, musst du auch etwas tun. Sonst schmeiß ich dich raus!

Der Alte war wirklich unerträglich manchmal, da hatte Paul dem Josef sogar Recht geben müssen, auch wenn der Josef schon total besoffen gewesen war. Einmal, das war noch gar nicht so lange her, war er drüben gewesen auf dem Hof der beiden, weil er Kettenöl für seine Säge brauchte, seines war ihm ausgegangen und er wollte einen Balken kürzen und nicht erst zur BayWa fahren müssen, da zog der Alte gerade über den Jungen her. Keine Ahnung, über was sie gestritten hatten, aber der Alte lederte ohne Rücksicht darauf, dass Paul das alles mithörte, los: Dir wäre es ja ohnehin am liebsten, wenn ich krepieren würde, lieber heute als morgen, damit du mich los bist und an mein Geld kommst. Aber das verspreche ich dir: Das wirst du nicht. Niemals. Lieber verbrenne oder verschenke ich alles vorher, ehe du das in die Finger bekommst. Tja, und dann hatte er sich aufgehängt und das Geld vorher doch nicht verbrannt

oder verschenkt, denn dem Wannbachers Josef ging es seither richtig gut. Ein Auto hatte er sich schon gekauft, die Kühe alle verkauft, auch Schweine hatte er keine mehr, keine Hühner, nichts. Und einen riesigen Fernseher hatte er sich liefern lassen, Flatscreen, der lief seither den ganzen Tag. Der Wannbachers Josef hatte also plötzlich Geld. Und zwar musste das viel Geld sein, denn das hatte er zumindest vor dem Tod seines Vaters einmal gesagt. Der Alte hat unglaublich viel Geld, hatte er gesagt, und er hockt drauf wie ein Löwe auf dem Aas. Mir wird ganz schlecht, wenn ich daran denke. Aber irgendwann beißt der auch mal ins Gras, und dann gehört alles mir. Und dann lass ich es mir gut gehen, kannst du mir glauben.

Paul Auer legte die Fotos zurück auf den Tisch und wartete. Kam er wohl schon? Es war wirklich sehr gut gewesen, dass er die Fotos damals gemacht hatte. Die Ärztin war dann auch irgendwann gekommen, da hatten sie den Alten schon aufs Bett gelegt und den Strick daneben. Die hatte sich den Hals angeschaut von dem alten Wannbacher, sein Herz abgehört, wo nichts mehr zu hören, und den Puls gefühlt, wo nichts mehr zu fühlen war, sich die Fotos auf dem Display von Pauls Kamera angesehen und dann den Totenschein ausgestellt. Tod durch Selbststrangulation hatte sie darauf geschrieben, und Suizid. Drei Tage später hatten sie den Alten dann beerdigt. Keine große Beerdigung, nur ein paar Leute, denn der Wannbachers Alois war nicht sehr beliebt. Und ins Wirtshaus sind sie auch nicht gegangen, hinterher. Das war schon ein bisschen stillos gewesen, das macht man nicht so.

Warum hatte sich der Alte aufgehängt? Diese Frage hatte niemand gestellt, nicht laut und nicht leise. Er war halt schon immer ein wenig komisch gewesen, und in letzter

Zeit ganz besonders. Wahrscheinlich eine Depression, dass er nicht mehr weitergewusst hat. So was gab es ja. Sieht man von außen nicht, merkt man den Leuten nicht an – und plötzlich sind sie dann tot. Haben sich vor den Zug geworfen oder von der Brücke gestürzt, Tabletten genommen, sich in der Badewanne die Pulsadern aufgeschlitzt oder sich aufgehängt, so wie hier.

Wie hatte es der Kriminalwissenschaftler bei seinem Vortrag gesagt? Die Strangulationsmale am Hals seien immer v-förmig. Sie verliefen hinten, also im Nacken, immer spitz nach oben zu. Logisch, denn der, der sich erhängte, hing ja mit seinem ganzen Gewicht am Strick, und der zieht sich oben zusammen. Hinten. Weil die Schlaufe legt man sich intuitiv mit dem Knoten nach hinten an. Kein Mensch macht das anders. Aber komisch: Beim alten Wannbacher liefen die Würgemale der Schlaufe sauber rund um den Hals. Waagerecht. Als ob er sich im waagerechten Flug aufgehängt hätte. Das Foto zeigte dies ganz klar.

Auch komisch, dachte sich der Paul wiederholt, wie das der alte Wannbacher geschafft hat, sich da oben an den Haken zu hängen. Denn der Strick war doch ziemlich kurz gewesen. Höchstens einen Meter fünfzig, insgesamt. Der Strick lag ja dort, auf dem Foto, mit seiner Schlaufe schön neben dem toten Wannbacher, da konnte man die Länge ganz gut sehen. Der Haken, an dem er sich aufgeknüpft hatte, hing oben am Deckenbalken neben der Tür – und es hatte kein Stuhl in der Nähe gestanden in der Dachkammer, auch nicht gelegen. Es hatte sich überhaupt kein Stuhl in der Dachkammer befunden. Paul hatte es einmal selber ausprobiert, mit einem Strick, der sogar noch länger war. Fast einsachtzig. Um zu sehen, ob das geht. Und hatte es nicht geschafft. Denn es war nicht zu schaffen. Er hatte eine

Schlaufe geknüpft und eine zweite für den Haken. Hatte sich die eine Schlaufe um den Hals gelegt und versucht, die zweite oben über einen Nagel, den er über der Tür in die Wand geschlagen hatte, zu hängen.

Es ging nicht, nicht einmal mit Springen.

Es ging auch nicht mit einem Stuhl. Wie also hatte der alte Wannbacher das geschafft? Ganz sicher nicht mit Eisblöcken, die langsam unter ihm weggeschmolzen waren.

Josef, ich muss einmal mit dir reden, hatte der Paul gesagt.

Ja? Warum? Über was denn?, hatte der Josef gefragt.

Über deinen Alten.

Was gibt es denn da zu reden? Oder zu fragen?

Da ist etwas komisch, hatte der Paul gesagt.

Komisch? Was denn?

Ach, so einiges, aber dazu brauchen wir Zeit. Komm doch mal zu mir rüber. Und dann hatten sie ausgemacht, dass der Josef einmal zum Paul kommt und der seine Fragen stellt. Das sollte heute sein, so gegen sechs. Jetzt war es halb und schon stockdunkel. Nur der kalte Wind strich draußen ums Haus. Und übermorgen war das Fest des Friedens, Weihnachten, Christi Geburt. Das ist doch ein schöner Anlass, dachte sich Paul und nahm wieder die Bilder zur Hand.

Auch das hier, dachte er sich und betrachtete eines der Fotos. Wie hatte es der Spezialist für Kriminalfälle gesagt? Bei Erhängten gebe es Stauungen oberhalb der Strangmarke. Weil das Blut innen ja runterläuft, durch die Adern aus dem Kopf.

Hatte er das wirklich so gesagt? Paul hatte es so in Erinnerung, fand dazu aber keine Notiz in seinen Aufzeichnungen. Aber auf einem der Fotos war ganz deutlich zu sehen: Die Adern waren nicht dick gewesen, es hatte keine Stauun-

gen über der Strangmarke gegeben, aber unterhalb war der Hals breitflächig dick gewesen. Was hieß, so dachte er sich das, dass das Herz noch geschlagen und Blut bis dorthin gepumpt hatte.

Konnte das stimmen? Er wusste es nicht. Klar war nur: Stauungen sollten sich, wenn, dann oberhalb des Strickverlaufs finden, keinesfalls unterhalb. Dort aber fanden sich welche. Große.

Er würde mit Josef darüber reden.

Das für ihn ganz Entscheidende, neben den offensichtlich falsch liegenden Strangulationsmalen, war das aufgedunsene, rötlichblau gefärbte Gesicht, die roten Tupfen überall im Gesicht und auf den Lidern und der rötlichblaue Hals. Es wäre interessant gewesen, dem Alten mal das Hemd aufzuknöpfen und zu schauen, wie der Brustkorb aussah. Ob der auch so angelaufen war? Jetzt war es zu spät, das nachzuschauen. Aber schon das Gesicht sagte ja etwas aus. »Erhängte zeichnen sich durch ein blutleeres, fahles Gesicht aus.« So hatte das der Verbrechensspezialist gesagt. Wortwörtlich. Weil durch das ruckartige Sich-Zuziehen der Schlaufe die Blutzufuhr zu Kopf und Gehirn schlagartig unterbrochen wird. Und wo nichts mehr hineinläuft, folgerte Paul, kann auch nichts mehr anschwellen. Nur noch hinunterlaufen.

Wusste ein ausgebildeter Mediziner denn so etwas nicht? Wie konnte eine studierte und langjährig erfahrene Ärztin eine eindeutige Todesursache bescheinigen, Suizid, wenn wenigstens zwei, wenn nicht gar drei Merkmale auf eine andere Ursache hinzuweisen schienen? Musste sie nicht dann die Polizei informieren oder wenigstens einen Gerichtsmediziner? Gab es denn keine Mechanismen in diesem so perfekt und bis ins Allerkleinste durchorganisierten

Deutschland, die so etwas regelten? Anscheinend nicht. Denn niemand hatte den Befund der Ärztin auch nur annähernd infrage gestellt. Wenn ein Doc etwas sagt, ist das heilig, das schien die Regel dahinter zu sein.

Paul überlegte. Draußen klapperte etwas. Kam der Josef wohl schon? Ob der vielleicht etwas ahnte? Würde er dann überhaupt kommen? Na, dem würde er Weihnachten schön versauen. Aber das ließ sich jetzt nicht mehr ändern. Draußen klapperte es erneut in der Dunkelheit. Das Gartentürchen war wahrscheinlich nicht zu und schlug im Wind hin und her. Josef würde es schon schließen, wenn er käme.

Paul zweifelte. War das richtig, was er da dachte? Oder hatte er irgendwo einen Denkfehler?

Burking. Eine Todesursache, die nur sehr, sehr schwer nachweisbar war, weil sie beim Opfer kaum oder keine Kampfspuren hinterließ. Keine Hämatome durch Schläge oder Abwehrbewegungen, keine Kratzer oder Griffspuren an der Haut, nichts. Nur Rippenbrüche, falls der Korpus zu massiv gequetscht worden war, ein rotes, aufgedunsenes Gesicht, roter Hals, roter Brustkorb. Und die Flecken im Gesicht und an den Augenlidern. Ansonsten war der Druck auf den Thorax, so hatte es der Kriminalist gesagt, viel zu flächig angelegt, um Spuren zu hinterlassen. Auf Quetschspuren oder gebrochene Rippen aber hatte die Ärztin den alten Wannbacher nicht untersucht. Sie hatte ihm ja nicht einmal das Hemd aufgeknöpft.

Trotzdem: War das richtig, was sich der Auers Paul alles dachte? Er schob die Bilder zurück ins Kuvert, verstaute dieses in der Schublade seines Schreibtisches und lehnte sich zurück. Das aufgedunsene, blaurot unterlaufene Gesicht. Die Stauungen unterhalb der Schlinge. Der blau unterlaufene Hals bis hinein ins Hemd. Das eigentlich viel zu

kurze Seil, bei dem es sich Paul auch beim besten Willen nicht vorstellen konnte, dass der Alte es selber am Haken befestigt haben konnte. Die nach Schulbuch völlig falsch, nämlich horizontal verlaufenden Strangulationsmale am Hals. Und dann noch die Leibesfülle vom Josef: Wo der sich draufsetzte oder draufkniete, schnaufte niemand mehr. Gegen den war der Alte doch nur ein Hemd.

Und hatte der Kriminalist nicht noch etwas erzählt von einem typischen Erstickungssymptom? Dass sich der Kehlkopfdeckel, so etwa bei Massenpaniken, wenn Menschen sich gegenseitig in großer Enge quetschen, verschließt oder verhakt, in der Panik, man bekomme keine Luft mehr? Man vorher tief einatme und man dann nicht mehr ausatmen, der Druck also nicht mehr entweichen könne? Ja, irgend so etwas hatte er erzählt, aber Paul hatte es nicht richtig verstanden. Oder es sich nicht richtig gemerkt.

Paul Auer war sich sicher: Die zwei, der alte und der junge Wannbacher, hatten sich wieder einmal gestritten, und dann war dem Josef der Kragen geplatzt. Außerdem wollte der sowieso schon immer an das Geld des Alten. Oft genug hatte er ja davon gesprochen und den Alten als Geizhals beschimpft. Also hatte er ihm irgendwann kurzerhand eine Schlinge ... – aber halt, nein! So eine Schlinge liegt doch nicht so einfach herum! Also hatte er diese vorbereitet! *Musste* sie vorbereitet haben! Es war also geplanter Mord, nicht Mord im Affekt! Also hatte er dem Alten aufgelauret irgendwie, hatte ihm die Schlinge über den Kopf gezogen, ihn zu Boden gerissen, sich auf ihn gekniet mit seinen vier Zentnern, und dann wahrscheinlich mit der einen Hand den Kopf gehalten und mit der anderen die Schlinge zugezogen. Deshalb auch die kreisrund um den Hals laufenden Würigemale. Und als der Alte endlich keinen Mucks mehr

von sich gab und erstickt war, hatte er ihn an den Haken geknüpft und ihn, den Paul, angerufen, dass er kommen solle.

Und dann erst die Ärztin. Die nichts gemerkt hatte und ihr ganzes Leben lang nicht merken würde. Weil sie keine Ahnung hatte davon, wie man einen Selbstmord von einem Mord unterscheiden kann und dass das Gesicht eines Erhängten fahl war und nicht aufgedunsen rotblau und dass die Würgemale am Hals im Nacken hinten nach oben verlaufen mussten und sich nicht kreisrund um den Hals legen konnten. Nein, da gab es keinen Irrtum.

Paul Auer sah auf die Uhr. Gleich würde der Wannbacher kommen. Schwitzend wie immer, weil er so dick war, und kurzatmig wie immer, weil er schon lange nicht mehr richtig Luft bekam vor lauter Fressen und Fressen. Und dann würde Paul dem Wannbachers Josef die Bilder zeigen und ihm sagen, was er dachte. Und dass er danach die Polizei anrufen und der alles erzählen würde. Die würden danach den Alten bestimmt wieder ausgraben und untersuchen, und sie hätten dann ja auch die Fotos.

Und übermorgen war Weihnachten.

Ja, er würde sich zu Weihnachten dieses Jahr ein schönes Geschenk machen. Denn der Josef sollte ordentlich etwas von dem Geld herausrücken, das er von seinem Alten geerbt hatte. Den hatte er jetzt im Griff.

Paul hatte die Füße auf den Schreibtisch gelegt und spielte mit dem Kuvert, das er wieder aus der Schublade geholt hatte.

Draußen klapperte es erneut, diesmal kräftiger als die Male zuvor. Der Wannbachers Josef hatte das Türchen ins Schloss geknallt, jetzt war es zu. Jetzt hörte Paul schon die schweren Schritte des Dicken draußen auf der Treppe zur Haustür, die Türklinke quietschte, dann fiel die Tür ins

Schloss. Sie schlossen ihre Türen hier draußen nie ab, die standen immer offen. Kurz darauf trat der Wannbacher unter die Tür und schnaufte.

»Servus Sebb«, grüßte ihn der Paul, »schön, dass du kommst.«

»Servus Baul, des is ja a greißlichs Wedder draußn heud, do johgsd ja kahn Hund hinderm Ohfm vor. Vos isn los? Wiesu hobbin kummer solln? Vos willsdmern du sohng?«

Der Paul nahm die Füße vom Schreibtisch, nahm das Kuvert und reichte es Josef.

»Schauder des amoll oh.«

Und dann berichtete er Josef von dem Vortrag des Kriminalspezialisten. Doggder oder Brofesser.

•

Zwei Tage später, am 24. Dezember gegen Mittag, klingelte bei der Ärztin in Neustadt das Telefon. Der Wannbacher. Sie müsse sofort kommen, der Auers Paul habe sich erhängt. Er, der Josef, habe bei ihm vorbeigeschaut, um ihm sein Weihnachtsgeschenk zu bringen, aber er habe sich schon gewundert, weil seit zwei Tagen das Licht gebrannt habe. Ganz untypisch für den Auer. Da habe er den Auer gefunden. Schrecklich.

Und ja, der Auer hänge noch, er habe noch nichts angeührt.

Eine Stunde später war die Ärztin da, missmutig, weil es der 24. war, und sie nahmen den Auer ab. Legten ihn der Länge nach aufs Sofa.

»Warum?«, fragte die Ärztin, als sie den Totenschein ausfüllte. Tod durch Strangulation. Suizid.

»Wahrscheinlich wegen Weihnachten«, tippte der

Wannbacher schnaufend, »vielleicht hat er seinen Moralischen gekriegt.«

Die Ärztin nickte vielwissend. Jaja, das könne man öfter lesen, dass so etwas passiert. Traurig sei das, sehr traurig. Denn man habe ja nur das eine. Das eine Leben, ergänzte sie noch, weil sie merkte, dass der Wannbacher das nicht verstanden hatte.

»Ja, traurig«, sagte der Wannbacher und nickte ganz langsam mit dem Kopf.

Auf dem Tisch stand eine Flasche Weinbrand.

»Die wollte ich ihm schenken. Zu Weihnachten.« Eine Träne lief ihm über das Gesicht. Dann schenkte er sich und der Frau Doktor einen ein. Der Paul kann's jetzt ja nicht mehr trinken.

## Spalter Hopfenspargel

»Jetzt muss ich mich doch mal umschauen, was du hier so treibst.« Der alte Schmidheinrich, von allen nur »Schmidn« genannt, legte den Leerlauf ein, ratschte die Feststellbremse an und wuchtete sich von seinem Schlepper. Eigentlich war er auf dem Weg in den Wald, aber jetzt musste er einmal anhalten. Unauffällig ließ er seinen Blick schweifen, ob er auf dem Hof vom Fritz Spuren von seinem Holz entdecken konnte, das sie ihm schon wieder aus dem Wald geklaut hatten. Zum dritten Mal jetzt schon, letztes Jahr zweimal drei Ster, und jetzt fünf Meter auf einen Schlag. Und den Fritz hatte er schon länger im Verdacht, konnte ihm aber nichts nachweisen. Der lagerte das Holz in der Scheune, und da konnte er ja nicht so einfach rein.

Am Morgen schon hatte er den Hänger in den Wald gefahren, jetzt hatte der Schmidn die Säge mit dem 120er-Blatt hinten an seinen Bulldog montiert. Er wollte das Meterholz klein sägen, auf 30er-Stücke, so hatte es die Kundschaft bestellt. Gestern war er draußen gewesen und hatte zehn Ster Meterholz gespaltet. Sechzig Euro würde er für den Ster kriegen, allemal besser als die fünfundzwanzig Cent, die ihm für den Meter blieben, wenn die tschechischen Forstarbeiter mit dem Harvester durch den Wald pflügten. Aber oft blieb ihm gar keine andere Wahl. Der Borkenkäfer hatte wieder gewütet, und der Befall musste binnen zwei Wochen aus dem Wald sein, so war die Vorschrift. Und die Menge, die vom Käfer befallen

war, konnte er niemals allein schaffen. Scheißtrockenheit, Scheißklimawandel. Also die Tschechen, die die Stämme dann über die Grenze führen für Möbel und zum Häckseln. Kamen auch immer mehr in Mode, diese Hackschnitzelheizungen. Oder Pellets. Hatte der Schwärzer unten im Dorf auch gemacht, umgestellt auf Pellets. Und dann war ihm der Keller geborsten. Ach was, das gesamte Haus. Im Keller hatte er die Pellets gelagert, bis obenhin, dann war der Starkregen gekommen, hatte über den Kanal das Wasser in den Keller gedrückt, und die Pellets waren aufgequollen. Teufelszeug. Wie das Schiff damals beim Captain Hornblower, nur hatten die Reis an Bord gehabt. Ja, damals, lange war's her, hatte er noch Bücher gelesen. Als Kind auf dem Bauernhof. Hatte sich immer in irgendein Eck verdrückt, unter die Stiege, auf den Heuschober, in den Stall, und sich in die Bücher verkrochen. Alle elf Bände hatte er sich, einen nach dem anderen, aus der Ortsbibliothek geholt und verschlungen. War immer wie eine andere Welt gewesen, in die er da eintauchte. Müsste er mal wieder machen, ein Buch hernehmen, nicht immer nur arbeiten. Hatte er gestern schon mal dran gedacht, als er hier vorbeigekommen war mit dem Spalter. Da hatte der Fritz, wie sie ihn alle nannten, der neue Pächter vom Ehleinshof, hier auf dem Bänkchen vorm Haus in der Sonne gesessen und gelesen. Und jetzt ...

»Jetzt muss ich mich doch mal umschauen, was du hier so treibst«, so hatte er seinen »Besuch« etwas scheinheilig begonnen. Denn der Fritz hatte schon wieder vor seinem Hof gesessen und gelesen. Der alte Fendt vom Schmidn tuckerte vor sich hin. Ganz gemütlich bobb-bobb-bobb-bobb-bobb und wackelte leicht dabei. Farmer 2, 1961, 35 PS, grün. Nicht totzukriegen. Manchmal lief er den ganzen Tag,

wenn er sägen musste zum Beispiel. Hatte noch sein Vater gekauft damals.

Jetzt sah ihn der Fritz etwas undurchsichtig an, als ahnte er, dass der Schmidn nur schnüffeln wollte. Vor drei Jahren hatte der Fritz den Hof gepachtet, vom Redlingshofer seiner Schwester. War eine tragische Geschichte gewesen damals. Der Redlingshofer hatte viel investiert, alles für seinen Sohn. Hatte das Vieh abgeschafft, Äcker und Wiesen verpachtet und hintenraus Gewächshäuser gebaut. Vier Stück, jedes fünf auf zwanzig Meter, schön windgeschützt zwischen dichten Hecken. Wollte auf Tomaten machen, »die wachsen das ganze Jahr«. Und das war auch gut gegangen die ersten paar Jahre. Aber dann war ihm der Sohn gestorben, der Paul, ein Unfall. Disco, getrunken, zu schnell gefahren, Frost auf der Straße, Baum, Schluss. Dann war ihm die Frau gestorben, der Kummer. Und dann hatte der Redlingshofer zum Saufen angefangen, aber so richtig. Schon gleich von früh an mit Schnaps. Und war verrückt geworden. Jetzt war er in Bayreuth drüben in der Anstalt und ein echtes Wrack. Nur noch ein Schatten. »Der kommt da nimmer raus«, hatte die Traudl, seine Schwester, gesagt und den Hof an den Fritz verpachtet. Kannte den aus der Stadt irgendwie, lebte ja in Nürnberg. Seitdem war der Fritz hier. Und machte auf Hopfen, hieß es. Aber wo der sein Holz zum Heizen herhatte, wusste keiner. Das Tor zur Scheune war zu.

»Du meinst, weil ich hier vorm Haus sitze und lese? Denkst wohl, ich müsste den ganzen Tag arbeiten?« Der Fritz lachte.

»Na ja«, druckste der Schmidn herum, »von nichts kommt nichts.« Er hätte zu gerne mal einen Blick in die Scheune geworfen.

»Aber der Hopfen wächst doch von ganz allein.«

»Schon, aber nur im Sommer. Und doch nur an solchen Stangen.« War doch überall so. Bei Spalt, in der Hallertau, bei Gräfenberg drunten, da standen überall die Stangen.

»Das ist euch wohl nicht ganz geheuer, was? Und ihr redet bestimmt über mich im Dorf, oder? Und jetzt haben sie dich vorgeschickt, damit du das mal inspizierst. Oder kontrollierst. Ist es so? Gib's zu.« Er sah ihn forschend mit zusammengekniffenen Augen an, der Fritz, fast lauernd. Aber dann lachte er freundlich.

Der Schmidn schüttelte den Kopf. Ein bisschen peinlich war es ihm schon, und ein schlechter Schauspieler war er auch. Der Fritz hatte ihn sicher längst durchschaut.

»Äh, nein«, druckste er herum, »ich hab einfach gedacht, jetzt schaust du da mal rein. Nachbarschaft und so.«

»Na komm, ich zeig's dir. Magst einen Kaffee?«

Der Schmidn lehnte ab. »So viel Zeit hab ich nicht. Ich muss in den Wald, Holz machen.« Er deutete auf seinen tuckernden Fendt draußen am Weg. Er mochte den Fritz nicht. Keiner im Ort mochte ihn, der gehörte nicht hierher.

»Willst ihn schnell ausmachen?«

»Nein, nein, so lang bleib ich nicht«, wehrte er ab. Er ließ ihn lieber tuckern, beruhigendes Geräusch.

Der Fritz führte ihn durchs Haus nach hinten zu den Gewächshäusern und lotste ihn ins erste hinein. »Da, schau's dir an. Da wächst er, mein Hopfen.« Auf einem langen Stahlgestell standen in zwei Etagen übereinander links und rechts Pflanzkästen, aus denen zartgrün die Triebe sprossen. »Bester Spalter Aromahopfen.«

Der Schmidn schüttelte den Kopf. »Und wo lässt du den dann hinwachsen? Der wird doch sechs Meter hoch – aber da hat er ja nur drei Meter Platz. Das wird ganz schön eng.«

Im hinteren Teil des Gewächshauses, hinter der Milchglasabtrennung, schienen die Pflanzen auch schon buschig grün und voll zu sein, das konnte er sehen. Dort hatte der Hopfen längst viel höher ausgetrieben. Der Schmidn machte zwei Schritte auf die Glasabtrennung zu, aber der Fritz stand im Weg und griff gerade in einen der Kästen, knips-te einen Trieb ab und reichte ihn dem Schmidn. »Probier mal.« Er selbst nahm sich auch einen, biss ein Stück ab und kaute darauf herum. »Schön nussig, gell? Ich mach den für die Hopfensprossen, ich lass den nicht auswachsen. Ist eine Spezialität. Ich lass den nur ungefähr so hoch wachsen«, dazu zeigte er mit Daumen und Zeigefinger vielleicht zehn, zwölf Zentimeter, »dann wird er geerntet. Für die Gastro-nomie – die bessere. Ich liefer den bis nach Nürnberg und Bayreuth, nur an Spitzen- und Sternerestaurants.«

»Und was machen die daraus?«

»Feinstes Rahmgemüse.«

»Hopfen als Gemüse? Hab ich noch nie gehört.«

»Hmm, ist zum Zungeschnalzen. Die machen das zu al-lem Kurzgebratenen wie Roastbeef oder Rinderfilet. Aber auch zu Lachs oder Waller, total regional. Außerdem pas-sen die kratzigen Triebspitzen auch als Beilage zu Spargel. Schmecken ein wenig wie Spargel und Spinat zusammen – und das zu Sauce Hollandaise, ich kann dir sagen! Vor al-lem aber ist es etwas Besonderes, weil's selten ist. Früher war's ja ein Armeleuteessen, aber heute ...«

»Und dafür zahlen die Leute?«

Der Fritz lachte schon wieder, vielleicht eine Spur zu laut. »Und wie! Aber«, und dazu wühlte er mit der Hand in einem der Kästen, aus dem gerade die allerersten Spit-zen der Triebe herausschauten, legte zwei, drei davon frei und zwickte sie ab, gab die weißlich-glasigen Stängel dem

Schmidn, »das ist eine noch größere Spezialität: Hopfenspargel!«

»Hopfenspargel? Was soll denn jetzt das? Da ist doch nichts dran.« Der Schmidn beäugte die wässrigen Dinger skeptisch, zerrieb einen der Triebe zwischen den Fingern, schnupperte daran und dachte an die fetten Spargelstangen, die er auf seinem Acker erntete. »Da brauchst ja hundert davon, um satt zu werden.«

Der Fritz schaute ihn fast mitleidig an. »Ja, aber so essen die bessern Leute nicht. Die hauen sich nicht voll, bis es spannt, die nehmen die Spärgelchen ganz fein mit dem Gäbelchen nur so ein kleines bisschen, und dann ...« Er führte Daumen und Zeigefinger zum Mund, machte eine spitze Gourmetlippe und schmatzte leicht genüsslich, zog die Augenbrauen hoch.

Der Schmidn schüttelte den Kopf. »Nein, das ist nichts für mich, ich ess lieber einen richtigen Spargel, an dem was dran ist. Und ein Schnitzel dazu. Aber«, ein wenig skeptisch war er noch, »das wirft so viel ab, dass es sich lohnt?«

»Sehe ich aus, als ob ich hungern müsste?«

»Ja aber ... was machst du denn den Rest des Jahres? Der Hopfen wächst doch nicht immer, oder?«

Da deutete der Fritz zur Lampenreihe unter dem Glasdach des Gewächshauses. »Mit denen ist für den Hopfen immer Frühling. Ich pflanz ihn, und dann treibt er. Immer, auch an Weihnachten. Die Lampen machen hell und warm, das liebt er, der Hopfen. So gibt es ihn das ganze Jahr.«

Der Schmidn nickte. »Und einmal in der Woche fährst du dann zu den Gasthöfen und lieferst den Hopfen aus.« Das hatten sie im Dorf nämlich schon seit Längerem beobachtet: Einmal, manchmal zweimal pro Woche fuhr der Fritz am Vormittag mit dem Auto fort und kam erst am

Abend zurück, hin und wieder sogar erst am nächsten Tag.

Der Fritz setzte ein Grinsen auf, aber seine Augen grinsten nicht mit. »Wusste ich es doch, ihr spioniert mir hinterher.«

»Nein, sicher nicht, aber in so einem Dorf wie unserem ist immer einer auf der Straße, weißt du doch, und der sieht dann was. Aber geplaudert wird natürlich, im Wirtshaus und so. Aber da bist du ja nie. Ach, übrigens«, beim Stichwort Wirtshaus war ihm etwas eingefallen, »ist denn der Hajo irgendwann mal wieder hier? Hab ihn schon länger nicht mehr gesehen, aber ich könnte ihn gebrauchen. Mein Ofen müsste gemacht werden.«

Der Hajo war bis vor ein paar Wochen oft beim Fritz gewesen, hatte ihm geholfen, häufig mehrere Tage, und auch bei ihm übernachtet. Der war einer, der auch ins Wirtshaus ging und ordentlich was trank. Und einer, der alles konnte. War mal Ofenbauer gewesen, auch Töpfer. Hatte früher sogar die Kacheln selbst gemacht und gebrannt, er konnte aber auch Elektrik, Fernseher reparieren und blickte bei der Mechanik von Maschinen durch, außerdem kannte er sich mit Computern aus. »Sagst ihm Bescheid, wenn er mal wieder da ist? Dass er sich bei mir meldet? Er muss auch nichts umsonst machen, kannst du ihm sagen.« Er sagte das extra, denn der Hajo war immer klamm, das wusste er.

Beim Stichwort Hajo aber war Fritz' Miene plötzlich sehr hart geworden. »Der kommt nicht mehr, den kannst du vergessen.«

»Ach, habt ihr euch wohl zerstritten?« Mit dem Hajo konnte man schnell mal in Streit geraten, der hatte einen ganz eigenen Kopf. Ließ sich zwar oft schnell wieder ausbügeln, aber eigen war der schon. Auch ziemlich rustikal

manchmal. Aber im Grunde gut. Raue Schale, weicher Kern. Ganz anders als der Fritz.

»Zerstritten, ja, so kann man das sagen, ja. Aber der kommt auch so nicht mehr.«

Der Schmidn sah den Fritz fragend an. »Wieso, ist etwas?«

»Der liegt im Sterben. Hat einen Tumor. Krebs, die Leber.«

»Ach du Scheiße.« Der Schmidn war aufrichtig entsetzt. »Wo ist der denn jetzt?«

»In Kulmbach auf Palliativ.«

»Ach du lieber Gott, so weit ist es schon?«

»Ich sag ja, der kommt nicht mehr.« Ziemlich kühl war das vom Fritz gekommen.

»Dann werde ich ihn einmal besuchen.«

Der Fritz nickte. »Wirst dich aber beeilen müssen.« Er machte Anstalten, das Gewächshaus zu verlassen. Offensichtlich wollte er das Gespräch beenden und den Schmidn zum Gehen veranlassen.

Der aber hatte noch eine Frage. »Und den Hopfen da hinten«, zeigte er auf das dichte Grün jenseits der Glasabtrennung, »den lässt du auswachsen?«

Der Fritz drängte nach draußen und schüttelte den Kopf. »Nur gut einen Meter, vielleicht eins fünfzig, dann wird er getrocknet. Für Beruhigungstee. Ist gesund, außerdem hat er antibakterielle Stoffe. Und auch Phytoöstrogene.«

»Was ist denn das?«

»Das sind Stoffe, die ähnlich sind wie die Sexualhormone von Frauen. Auf jeden Fall helfen sie bei den Wechseljahren.«

Sie verließen das Gewächshaus und traten durchs Haus auf den Hof. Draußen tuckerte der Traktor immer noch vor

sich hin. »Aber so ein echtes Hopfengetränk trinkst du schon noch, oder?«, fragte der Fritz spaßeshalber an der Haustür.

»Ein Bier? Freilich, was denkst du denn.« Der Schmidn tippte sich an die Stirn und bestieg seinen Trecker. »Wo kaufst du denn eigentlich dein Holz?«

»Wieso? Willst du mir wohl eins verkaufen?« Der Fritz kniff schon wieder die Augen zusammen.

»Ich tät dir schon eins verkaufen, ja. Ehe es mir wieder aus dem Wald gestohlen wird.«

Da wurde die Miene vom Fritz hart. »Was willst du denn damit sagen?«

Der Schmidn stellte sich dumm. »Wieso? Nichts, ich verkaufe es halt lieber, als dass ich es mir klauen lass.«

Jetzt war er sich ziemlich sicher, dass der Fritz sein Holz hatte, das sagte ihm sein Gefühl. Er legte den Gang ein und tuckerte los.

Den Rest des Tages verbrachte er im Wald. Immer wieder musste er an den Hajo denken. War das eigentlich ein richtiger Name? Klang eher nach einem Spitznamen. Sie nannten ihn allerdings manchmal auch »den Spalter«, weil er aus Spalt stammte. Hatte er zumindest im Wirtshaus einmal erzählt. »Ich bin der Spalter.«

•

»Einen Spalter? Wie heißt der Patient denn mit Vornamen?«

»Hajo.«

Die Pflegerin dachte kurz nach. »Hajo ... einen Hans-Joachim Spalter haben wir hier, meinen Sie den?«

»Ungefähr sechzig, stämmig, längere Haare? Und Leberkrebs?«

»Leberkrebs ja, längere Haare ja, aber stämmig? Er ist Haut und Knochen. Aber er wird sich über Besuch freuen. Kommen Sie mit.«

Sie führte ihn den Gang entlang in einen der hinteren Räume. Der Schmidn erkannte ihn sofort – und doch fast nicht wieder. Der Hajo war spindeldürr, das Gesicht kritzelgelb. Sogar die Augäpfel waren gelb, aber so was von.

»Mensch Hajo, was machst denn du für Sachen.« Hilflosigkeit machte sich beim Schmidn breit. Was sollte er denn sagen? So wie der aussah, würde er die nächste Woche nicht mehr erleben.

Der Hajo sah ihn kraftlos an. »Sterben tu ich halt. Musst du auch mal, hilft ja nichts. Jeder ist mal dran.« Ein leichtes Blitzen durchzuckte seine Augen. Seinen rustikalen Humor hat er immer noch, registrierte der Schmidn beruhigt, das machte es ihm leichter. Der Hajo hob kraftlos eine Hand und schob sie rüber zu der vom Schmidn, umfasste sie knochig. »Ja, schade, dass ich gehen muss. Aber du warst immer ein Guter, ungelogen jetzt. Und so schön, dass du noch vorbeikommst. Woher weißt du denn überhaupt, dass ich hier bin?«

»Vom Fritz.«

»Warst du bei dem ... dem ... bei dem Arschloch?«

Der Schmidn nickte. »Hab mir seine Hopfenplantage angeschaut. Tolles Teil, schöne Geschäftsidee. Wenig Arbeit und bringt viel. Hut ab.«

»Hopfenplantage.« Der Hajo lachte kurz bitter auf, sagte aber nichts mehr.

»Wieso ist der Fritz ein Arschloch? Habt ihr euch so zerstritten?«

Der Hajo nickte.

»Aber ... wollt ihr euch nicht noch vertragen? Soll ich ihn

mal herbringen? Morgen gleich? So einen albernen Streit kannst du doch nicht mit ins Grab nehmen.« Er wusste gar nicht, worum es bei dem Streit ging, fiel ihm gerade ein. Außerdem war er von sich selbst erschrocken, dass er so direkt vom Tod sprach.

Der Hajo schüttelte kraftlos den Kopf. »Bleib mir bloß weg mit der Drecksau. Verflucht sei der Fritz, bis in alle Ewigkeit.«

Der Schmidn war entsetzt. »Aber was ist denn bloß mit euch?«

Da holte der Hajo Luft. »Pass auf, ich erzähl dir was. Der Fritz schuldet mir über viertausend Euro. Lohn für all die Arbeit, die ich für ihn gemacht habe. Ich habe ihm doch ständig geholfen. Und weißt du ...« Das Sprechen strengte ihn sichtlich an, er brauchte eine kleine Verschnaufpause. Schließlich erzählte er weiter. »Er zahlt einfach nicht. Vor vier Wochen, da ging es mir noch besser, auf jeden Fall konnte ich noch Autofahren und herumlaufen, da war ich noch mal bei ihm. Wollte mein Geld haben, wenigstens einen Teil davon. Um noch was Schönes damit zu machen. Da wusste ich schon, dass ich nicht mehr lange habe, und das habe ich ihm auch gesagt. Und weißt du, was das Arschloch gemacht hat? Ins Gesicht gelacht hat er mir und gesagt: ›Dann brauchst du ja das Geld auch nicht mehr.«

Der Schmidn war entsetzt. »Der Fritz? Das hat er gesagt ... gemacht ...?«

»So wahr ich hier liege.«

Der Schmidn spürte, wie die Wut in ihm aufstieg.

Da winkte ihn der Hajo mit dem Finger nah zu sich heran, um nicht so laut sprechen zu müssen. »Willst du mir helfen?«

Der Schmidn nickte hilflos. »Freilich, wenn ich dir irgendwie ... Sag einfach, was ich für dich tun kann.«

Da erzählte der Hajo dem Schmidn ein paar Sachen, die diesen ziemlich baff machten. Aber zum Schluss grinste beide verschwörerisch.

»Aber erst, wenn ich hinüber bin. Und unter der Erde.«

»Abgemacht.«

»Hand drauf?«

»Hand drauf.«

Als der Schmidn den sterbenden Hajo zehn Minuten später verließ, war der bester Laune. »Schön, dass du noch da gewesen bist. Das macht mich ja so froh!« Er grinste breit über sein gelbes Gesicht, und die Haut spannte über den Backenknochen. Der Schmidn wusste jetzt sicher, wer ihm sein Holz geklaut hatte. Und noch mehr. In der Tür drehte er sich noch einmal um, nickte und zeigte die Faust.

Der Hajo machte mit seinen dünnen Fingern das Peacezeichen, alter Freak, dann ließ er die Hand sinken. Noch am Nachmittag schloss er für immer die Augen und wechselte auf die andere Seite des Flusses.

•

Zu Anfang der darauffolgenden Woche war im Kirchlein im Ort Aussegnungsfeier. Der Schmidn hatte sie extra organisiert. Der Fritz aber ließ sich nicht blicken, obwohl der Schmidn ihm Bescheid gegeben hatte. Sieben Leute aus dem Dorf waren gekommen, mehr nicht, aber immerhin. Danach wurde die Leiche zum Verbrennen gefahren.

Als eine Woche später die Urnenbeisetzung war, kam der Fritz wieder nicht. Nach der kurzen Zeremonie, bei der inklusive des Pfarrers diesmal nur vier Personen zugegen waren, setzte sich der Schmidn ins Auto und fuhr in die Stadt.

Zur Polizei.

•

Nur zwei Tage später umstellte eine Hundertschaft das Anwesen vom Fritz, auch ein paar Drogenspezialisten waren dabei. Eine knappe Stunde später verließen sie mit dem Fritz in Handschellen den Hof. Am Hoftor draußen stand der Schmidn und rief dem Fritz noch zu: »Einen schönen Gruß vom Hajo soll ich dir noch sagen. Es war sein letzter Wunsch.«

»Dass du mich verpfeifst?« Der Fritz spuckte verächtlich aus.

Da sagte der Schmidn nur: »Ich soll dir noch sagen, die viertausend Euro sollst du dir in den Arsch schieben. Und mein Holz hol ich mir auch wieder aus deiner Scheune.« Da aber verschwand der Fritz schon auf dem Rücksitz des Polizeiautos, die Tür wurde zugeschlagen, Abfahrt.

•

In den darauffolgenden Tagen klingelte bei vielen angesehenen Personen der gesamten Metropolregion, von Nürnberg bis hinüber nach Schwabach und hinauf nach Bayreuth, die Polizei. Bei Rechtsanwälten und Ärzten, Buchhändlern, Lehrern, Presseleuten, Musikern, Managern.

»Kennen Sie einen Fritz Laibach?«

»Nein, nie gehört«, war die Standardantwort.

»Wir haben bei Fritz Laibach ein Notizbuch gefunden, das Ihren Namen enthält.«

»Ja und?« Die Befragten stellten sich immer dumm.

»Nach den sehr detaillierten Aufzeichnungen in diesem Büchlein hat Ihnen Herr Fritz Laibach am ...«, dann nannten sie drei, vier exakte Daten, sogar mit Uhrzeit, dann

folgten Mengenangaben von zehn Gramm aufwärts bis manchmal zweihundert Gramm, »... Marihuana ...« oder »... Haschisch zum Preis von ... vorbeigebracht. Wollen Sie das zugeben oder leugnen?« Ab dieser Stelle schwiegen die meisten beharrlich und verwiesen die Polizisten an der Haustüre an ihren Anwalt.

Der Spalter Hopfenspargel in den Gewächshäusern vom Fritz war nur ein Alibi gewesen. Der Rest war eine einzige, riesige Hanfplantage, in der er im großen Stil Marihuana und Haschisch gewonnen hatte. Lupenreinen, qualitativ hochwertigen Stoff, den er an die besten Adressen im Großraum geliefert hatte. Die standen jetzt alle dumm da, aber dass der Fritz so genau Buch führte, hatte ja niemand ahnen können.

Als der Schmidn Wochen nach der Razzia wieder einmal das Urnengrab vom Hajo besuchte und einen Moment innehielt, war ihm, als hörte er ihn in dessen so eigener rustikalfreundschaftlichen Art sagen: »Hast du gut gemacht, du Arschloch.«

Tommie Goerz ist vor allem als Schöpfer des Nürnberger Kommissars Friedo Behütuns bekannt. Dieser Band, in dem nicht nur »Das letzte Bier« getrunken, sondern u.a. auch von der Kärwasau, der Weihnachtsgans und dem Spalter Hopfenspargel erzählt wird, bietet Gelegenheit, den Autor als Meister der kurzen Form zu entdecken – 12 atmosphärische Kurzkrimis, in denen mit viel Gespür für lokale Feinheiten das Abgründige im Alltäglichen aufgedeckt wird.

**12 Kurzkrimis von Tommie Goerz –  
drei brandneue Storys**

ars vivendi  
**Krimi** 

ISBN 978-3-7472-0239-5



9 783747 202395

€ 14,00 [P]  
€ 14,90 [A]

[www.arsvivendi.com](http://www.arsvivendi.com)